

Deutsche Freiheit

Einzig unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nr. 131 — 2. Jahrgang

Saarbrücken, Sonntag Montag, 10. 11. Juni 1934

Chefredakteur: M. Braun

Aus dem Inhalt

Schwere Bombenanschläge

in Oesterreich

Seite 2

Wir sind kein Fürsorgestaat

Seite 3

Das Land des Heuchelns

(Besonders aufschlußreiche Briefe aus dem Reiche)

Seite 7

Reichsgeschenk für Börsenfürsten

150 Millionen Reichsmark! — Das „dritte Reich“ segnet nach den Großgrundbesitzern und Schwerindustriellen die Börsenspekulanten

Partei der Trottel

Wiel, sehr viel durfte man den Nationalsozialisten zutrauen, aber daß sie, die Streiter gegen die Bank- und Börsenfürsten, die Vorkämpfer gegen die Börsenspekulanten, aus freien Stücken und ohne Not den Börsenärzten und Spekulanten rund 150 Millionen Mark auf Kosten der Allgemeinheit aufzuhängen würden, das übersteigt doch wirklich alles. Die nationalsozialistische Wirklichkeit übertrifft jede Satire!

Als die durch die Inflation wertlos gewordenen deutschen Anleihen auf etwa ein Drittel ihres Betrages aufgewertet wurden, wollte man mit Recht die Spekulanten, die in Erwartung einer Aufwertung Anleihen zu minimalen Kursen aufgekauft hatten, von der Neuregelung ausschließen, um ihnen unerbittliche Spekulationsgewinne unmöglich zu machen. Man unterschied also den Klübselig-berentigen, die vor und während des Krieges die Anleihen zu ihrem vollen Wert mit vollwertigem Gelde erworben hatten, von dem Neubeisitz, der die entwerteten Papiere für ein paar Pfennige an sich gebracht hatte.

Dieser Besitz wurde nicht aufgewertet, sondern in sogenannte Neubeisitzanleihe umgetauscht, die unverzinslich war und erst nach Erlöschen aller Reparationsverpflichtungen eine Verzinsung erhalten sollte. Zu den Reparationsverpflichtungen gehören aber auch die Zinsrückstellungen für die Dawes- und Younganleihen, die noch Jahrzehnte lang laufen. Ein solches Papier hatte natürlich von Anfang an einen geringen Wert. Daß es überhaupt Käufer fand, erklärt sich vor allem aus der Hoffnung gewisser Börsenfürsten, es würde ihrem politischen Einfluß einmal doch gelingen, eine Regierung zu einer neuen, für sie günstigen Regelung zu gewinnen. Bei allen neuen Kabinettsbildungen stellen sich auch regelmäßig Vertreter der Börsen- und Bankwelt ein, um darzulegen, daß es — natürlich nur im Interesse der Kreditfähigkeit des Reiches — notwendig sei, ein vom Reiche emittiertes Papier mit so niedrigem Kursstand aus dem Verkehr zu ziehen und es in eine echte verzinsliche Anleihe umzuwandeln.

Denn der Kurs dieses an sich in der Tat fast wertlosen Titels bewegte sich in den letzten Jahren zwischen 5 Prozent und 7 Prozent, zeitweilig noch darunter.

Je nachdem, ob die Spekulanten glaubten, daß ihren Bemühungen Erlöse beschieden würde, stiegen die Umsätze und die Kurse. Aber im alten „System“ hatten sie kein Glück. Alle Finanzminister blieben hart, den optimistischen Börsenberichten folgte bald das offizielle Dementi und die Neubeisitzanleihe fiel unter 5 Prozent.

Unter Hitler geschah das Wunder! Vom Sommer 1933 ab stiegen die Kurse in die Höhe, erst langsam von 7 auf 10 und 11 Prozent, dann aber immer rascher auf 17 und 18 Prozent.

Das Finanzministerium hülte sich in Schweigen. Immer bestimmter wurden die Meldungen, daß eine günstige Neuregelung von der Hitler-Regierung mit Sicherheit zu erwarten sei. Diesmal erfolgte kein Dementi. Die Spekulation nahm großen Umfang an, riesige Gewinne wurden erzielt und der Kurs stieg weiter an. Am 31. März 1934 erreichte er 22,85 Prozent und am 5. April mit 23,80 Prozent den Höchststand. Dann scheinen Wallsters ungünstige Gerüchte ausgebreitet zu haben; die Kurse gingen zurück und standen am 30. Mai auf 17,60 Prozent.

Und jetzt kam die angenehme Überraschung. Die Reichsregierung legt eine neue vierprozentige Anleihe auf, die in 10 Jahren getilgt wird. Der Zeichnungskurs beträgt 95 Proz. Die Tilgung erfolgt, solange der Parisstand noch nicht erreicht ist, durch Rückkauf auf offenem Markt. Die dadurch erzielte Differenz fällt aber nicht dem Reich zu, sondern wird als zusätzlicher Zins an die Anleihebesitzer ausgeschüttet, womit der in der Finanzgeschichte wohl einzig dastehende Fall gegeben ist, daß die Befürzer, die die Anleihe dauernd behalten wollen, an einem niedrigen Kursstand interessiert sind. Denn je niedriger der Kurs, desto höher der Tilgungsgewinn, der ihnen als zusätzlicher Zins zufließt. Bei einem Kursstand von 95 errechnet sich ein Zinssatz von 6,175 Proz., bei einem Kurs von 90 — und das Sinfen ist heute das Wahrscheinlichere — würde sich ein zusätzlicher Zins von 2 Prozent ergeben.

In diese Anleihe soll zunächst die 6prozentige steuerfreie Anleihe von 1929 konvertiert werden. Da diese nur 100 Millionen beträgt, so handelt es sich um eine wenig bedeutende Aktion. Sie wird um so eher gelingen, als den Umtauschen pro 100 Mark 5 Mark in bar vergütet werden.

Das geradezu sensationellste ist aber, daß die Neubeisitzanleihe ebenfalls in die neue Reichsanleihe umgetauscht werden kann. Und zwar können je 300 RM. Nominale mit einer Paruzahlung von 23,75 RM. in 100 RM. der neuen Anleihe umgewandelt werden. Mit anderen Worten: 1000 RM. Neubeisitz werden zu 23,75 Prozent angerechnet, zum höchsten spekulativen Kurs, den das Papier je verzeichnet hat! Die Spekulanten, die das Papier größtenteils mit 5 und 6 Prozent gekauft haben, sehen plötzlich ihren Besitz vervierfachen. Heißt ein Geschäft — Heißt Hitler!

Für das Reich freilich sieht das anders aus. Es muß für zirka 600 Millionen eines zinslosen und deshalb wertlosen Titels, der bisher für das Reich keine Belastung darstellte, zirka 200 Millionen der über 5 Prozent laufenden neuen Anleihe geben, für die es nur 47 1/2 Millionen RM. in bar erhält.

Ueber 150 Millionen und die Zinsenlast für 10 Jahre sind ein glattes Geschenk an die Spekulanten! Was jeder „Systemregierung“ bisher als unannehmbare Zumutung erschien, der Hitler tut's, er hat's ja dazu — und wenn schon nicht das Geld, so doch die Gewissenlosigkeit.

Aber für was für Trottel muß er seine Anhänger halten! Dem Thuyssen wird der Reichsbesitz am Stahlverein kostenlos überantwortet, den Großgrundbesitzern die Millionen subsidien der Osthilfe und die Milliarden der Agrarpolitik, die Landarbeiter werden zum Hörsen degradiert und die Freizügigkeit beraubt, und jetzt werden den äbelsten Börsenspekulanten Millionen gewinne zugeschickt. Das blutigste Regime ist doch zugleich immer noch das schmutzigste!

Dr. Richard Kern.

Gestern und heute

Der Hauptmann Röhm hat so kranke Nerven, daß er es bei der SA. nicht mehr aushält. Die SA. wiederum ist so müde, daß sie keinen Dienst mehr tun kann. So nehmen denn beide Abschied von einander, der Führer und die Truppe. Vorläufig auf vier Wochen.

Mit der SA. ist schon lange etwas nicht in Ordnung. Die Truppe hat als Ganzes nicht den rechten Platz im nationalsozialistischen Staat gefunden. Sie sollte, wie Hitler sich ausdrückte, „der Garant der Revolution“ sein. Unzählige Male hat Röhm dieses Wort von den „Garanten“ in seinen Ansprachen wiederholt, die immer mehr zu Kundgebungen des Mißmuts wurden. Denn das Wort erwies sich als ein schöner Titel ohne wirklichen Rang.

Das hört sich zuerst überraschend an, da doch auf den ersten Blick Deutschland wie das besetzte Gebiet der braunen Armee aussieht. Aber der Schein täuscht. Zunächst einmal hat auch die SA. die alte Erfahrung machen müssen, daß in einem Kriege jede noch so unüberwindlich erscheinende Verteidigung zur Erfindung neuer Angriffswaffen führt, gegen die mit den bisherigen Methoden nichts auszurichten ist. Die Millionenmacht der SA. hat in der Tat zunächst den bewaffneten Aufstand gegen das Regime unmöglich gemacht und lange Zeit sogar das stille Konspirieren sehr erschwert; so sehr drang millionenmäßige Wachsamkeit wie tödliches Gas in die geheimsten Ritzen des Privatlebens. Inzwischen aber sind bei der Bekämpfung des Regimes neue Methoden gefunden worden. Die illegalen Gruppen sind auf das System des neuen Staates eingeschult und nur noch schwer zu fassen; vor allem aber regt sich unterm Schein der Loyalität eine neue Art des Widerstandes, gegen die mit den Methoden der SA. fast nichts auszurichten ist.

Der unglückliche Feldzug gegen die Mißmacher zeigt es. Was nützt die schönste freie Straße den Bataillonen, wenn hinter allen Häuserwänden die Mißstimmung knistert? Es war für das Regime eine Frage auf Leben und Tod, daß es diese Mißstimmung geistig besiegte. Bereits heute steht dieser Kampf sehr ungünstig und ist wahrscheinlich schon verloren. Auf jeden Fall aber spielt in ihm die SA. die geringste Rolle. Dieser Kampf mußte in der Arbeitsfront, der Bauernschaft, den Mittelstandsorganisationen, den Fachverbänden, den Kirchen, den Studentenschaften geführt werden. Und das Ergebnis ist, daß heute alle diese Körperschaften ohne Ausnahme zu Sammelplätzen des stillen Widerstandes gegen den Staat geworden sind. Hundertprozentige Treue findet das Regime Adolf Hitlers im Augenblick noch bei seinen Jugendorganisationen, aber auch nur bei seinen; die konfessionellen Jugendverbände hat man sich mit großer Weisheit zu ehrlich erbitterten Feinden gemacht.

Denn die SA. besteht ja schließlich auch nur aus Menschen. Es macht keinen Spass, ewig nichts anderes zu sein als Garant der Revolution. Der SA.-Mann wollte auch endlich einmal Nugnießer der Revolution werden. Er ergatterte irgendwo einen Posten, läuft seitdem mit einer dicken Mappe unter dem Arm herum und ist praktisch aus einem Soldaten Hitlers wieder ein Bürger geworden. Die SA. als Truppe verlor Richtung und Ziel, sie wurde geistig leer, und ihre heutige Stimmung mag verglichen werden mit der der deutschen Matrosen im Jahre 1918, die aus dem Gefühl der Sinnlosigkeit des Krieges zuletzt ihre Revolution machten.

Röhm hatte diese Entwicklung kommen sehen. Er wollte sie vermeiden, indem er die SA. als geschlossene Truppe zu einem Teil der vergrößerten Armee machte. Und das ist ihm mißlungen; am Widerspruch der Reichswehr scheiterte der Plan. Die SA. bleibt zwar ein wichtiger Verein für militärische Erziehung, aber sie ist als Ganzes nicht der entscheidende militärische Machtfaktor geworden. Geistig zerfällt sie in einen Kern der Unantuegen und eine große Schicht von mehr oder minder Gepöblen, die über die ewige Schinderei murren. Bisweilen erinnert die Truppe an die Soldatenräte, die nach der Revolution von 1918 noch monatelang übrig blieben und ein politisch zweckloses Dasein führten. Da aber für das Regime noch sehr ernste Tage kommen werden, dürfte die Rolle der SA. noch nicht endgültig ausgespielt sein. Und darum werden auch die kranken Nerven des Hauptmanns Röhm wohl wieder gesund werden.

Argus.

Französisch-englische Entente befestigt

Ein Besuch Barthous in London wird sie besiegeln

Die an anderer Stelle veröffentlichte am Freitag in Genf angenommene Entschliessung wird nicht nur in der französischen Presse als ein Sieg der französischen Sicherheitsforderungen und als eine weitreichende französisch-englische Erneuerung der Festigung der französisch-englischen Freundschaft gefeiert, sondern auch in der deutschen Presse so aufgefacht und in harter Form auf Deutschland zurückschickelt, daß man sich nach Genf empfunden. So schreibt die „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 288) aus Genf:

„Aber Barthou hat seinen Sicherheitsausdruck und die Verantwortung von regionalen Angelegenheiten durchgeleitet. Er kann beizubringen sein, die Spannungs-

arbeit der neuen französisch-russischen Freundschaft und die der kleinen Entente hat ihren Zweck erfüllt.

Wir haben von vornherein gewarnt, den oratorischen Zusammenstößen zwischen Barthou und den englischen Vertretern eine allzu große Bedeutung beizumessen. Tatsächlich gab es hierin für England nur die Alternative, entweder durch brüste Zurückweichung der französischen Ambitionen den Zusammenbruch der Konferenz und dadurch einen Riß in der europäischen Linie der letzten Jahre herbeizuführen, oder noch eine Notbrücke für den Rückzug auf die französisch-englische Zusammenarbeit zu

Fortsetzung siehe 2. Seite.

Die französisch-englische Entente

Fortsetzung von Seite 1

Inden. Frankreich hatte, das ist wenigstens hier der allgemeine Eindruck, von vornherein die Absicht, seinen Anspruch auf Durchsetzung der Sicherheitsidee mit einer neuen Disziplinierung Deutschlands zu verbinden. Daher seine absolute und erfolgreiche Aktivität, sein Vorgehen in der materiellen Diskussion und seine geschickten Rückzüge in den kritischen Momenten...

Katzenbach hat es seine guten Gründe, wenn die Franzosen nach Schluß der Sitzung einen starken Optimismus hinsichtlich der weiteren Entwicklung der Dinge an den Tag legen. Das ist ihre eigene Sache. Es muß aber doch auffallen, daß z. B. auch bei den Neutralen ziemlich allgemein die Meinung kolportiert wird, als hätte Frankreich Deutschland in der Resolution tatsächlich ein wirklich brauchbares Jugoslawien gemacht, und daß namentlich alle begründeten Voraussetzungen geschaffen seien, auf Grund deren Deutschland über seinen Wiedereintritt wenigstens verhandeln könne. Herr Sandler, als Sprecher der Neutralen, hat neben dem ungarischen Delegierten als einziger unterstrichen, daß die Resolution viel zu viel von Sicherheit und zu wenig von Abrüstung spreche.

Darin liegt der Kernpunkt nicht nur für die Beurteilung, wer an der Sterilisierung der Abrüstungskonferenz Schuld ist, sondern auch dafür, ob die „Sonderverhandlungen gewisser Regierungen“ mit Deutschland nicht eine neue bessere Situation schaffen können. Erst wenn bei solchen Verhandlungen wirklich von Abrüstung der Hochbewaffneten und wirklicher Gleichberechtigung Deutschlands als Voraussetzung für die Sicherheit des Friedens gesprochen wird, dann könnte die heutige Vertagung der Abrüstungskonferenz vielleicht doch noch ihren Wert bekommen.

Sieg Barthous

Paris, 9. Juni. Der französische Außenminister, der im Kabinettsrat über die Genfer Verhandlungen Bericht erstatten wird, darf der einmütigen Zustimmung seiner Ministerkollegen versichert sein. Die Presse tut das ihrige, die Annahme des Entschuldigungsentwurfes in Genf als einen großen, persönlichen Erfolg Barthous und der französischen Diplomatie zu feiern. Barthou habe nicht nur die Mandate, durch die Frankreich die Verantwortung für das Scheitern der Konferenz aufgebürdet werden sollte, durchkreuzt, sondern auch seine ursprüngliche Entschlieung mit geringen Abänderungen durchgedrückt, so daß der französische Sicherheitsstandpunkt schließlich doch gesiegt habe und vor allem die bedrohte englisch-französische Freundschaft gerettet und gleichzeitig die französisch-amerikanisch-englische im September 1933 durch die Pariser Verhandlungen geschaffene moralische Front wiederhergestellt sei. Das etwa sind die Leitgedanken, in denen die Blätter sich bewegen und außerdem die erste Auswirkung des französischen Triumphes in einer Einladung Macdonalds an Barthou, nach London zu kommen, und in einer Anregung Mussolinis zu einer Begegnung vor oder nach seiner Zusammenkunft mit Reichkanzler Hitler erblickten wollen.

London skeptisch

Die Möglichkeit einer Rückkehr Deutschlands nach Genf, die im ersten Paragraphen der Entschlieung angedeutet sind, werden sehr skeptisch beurteilt. Die Blätter lassen sich aus Berlin melden, daß Deutschland nicht daran denke, von seinem Standpunkt abzugeben, daß zuerst die deutsche Gleichberechtigung gesichert sein müsse, bevor Deutschland zurückkehren könne.

„Der Fall Deutschland“

Die französische Presse zur Einladung Barthous nach London

(DNB.) Paris, 9. Juni. Die Einladung Macdonalds an Barthou, nach London zu kommen, wird von der Presse ganz allgemein als die Besiegelung der englisch-französischen Freundschaft angesehen. Der Besuch wird, so erklärt man, in der ersten Juliwöche erfolgen. Nach Ansicht des „Excelsior“ dürfte der „Fall Deutschland“ im Mittelpunkt der Besprechungen stehen. „Le Jour“ führt die Einladung auf die Furcht Englands vor der Bildung eines französisch-russischen Blocks zurück und warnt vor illusorischen Hoffnungen auf die Erneuerung der Entente cordiale, begrüßt aber dennoch die Annäherung Englands an Frankreich, weil somit das Schlimmste verhütet werde.

Poispourris verboten!

„Meister“ Strauß wünscht es

Der Präsident der Reichsmußkammer, Dr. Richard Strauß, hat den Wunsch ausgesprochen, daß künftig keine Poispourris mehr gespielt werden möchten, welche die Werke der großen Meister in zerstückelter Form wiedergeben.

Wir begreifen den Wunsch von Richard Strauß nicht recht. Das musikalische Poispourri war die glückliche Illustration des „dritten Reichs“, die man sich denken konnte.

Münchener Theater werden brauner

Freiherr von Franckenstein geht

München, 8. Juni. Der Leiter der bayerischen Staatstheater, Generalintendant Frhr. von und zu Franckenstein, wird mit Ablauf des Spieljahres in den Ruhestand treten und hat bis dahin Urlaub genommen. Die Intendanzgeschäfte führt vertretungsweise Operndirektor Generalmusikdirektor Prof. Knappertsbusch. Auch der Generaldirektor der Verwaltung der Staatstheater Dr. Baudner wird aus seiner Tätigkeit ausscheiden und in den einflussreichen Ruhestand treten.

Die Nationalsozialisten sind seit langem unzufrieden damit, daß sich die Porten der Kunst nicht in zureichendem Maße den braunen Mächten geöffnet haben. München will jetzt scheinbar in dieser Frage vorangehen.

Das „Vaterland“ verboten

Das „Vaterland“, das katholisch-konservative Zentralorgan der Schweiz, das Blatt des Außenministers Motta ist in ganz Deutschland verboten.

Schwere Bomben-Attentate in Oesterreich

Auf internationale Eisenbahnzüge

Wien, 9. Juni. In der heutigen Nacht sind zum erstenmal zwei schwere Bombenanschläge auf Eisenbahnbrücken der großen internationalen Strecken verübt worden. Auf der Westbahnlinie Wien-Salzburg-Innsbruck-Jürich wurde bei Böcklmarkt auf die Eisenbahnbrücke ein Bombenattentat verübt. Nach polizeilichen Mitteilungen ist die Eisenbahnbrücke derart beschädigt, daß mit einer sechsständigen Unterbrechung des Verkehrs gerechnet werden muß. Der Schnellzug Wien-Paris, der 10 Minuten nach dem Anschlag die Brücke passieren sollte, konnte gerade noch rechtzeitig angehalten werden.

Ein weiteres Bombenattentat ist auf der Strecke Wien-Triest zwischen Semmering und Breitenstein verübt worden. Nähere Einzelheiten stehen vorläufig noch aus.

Viadukt zerstört

Wien, 9. Juni. Die beiden letzten Eisenbahnanschläge haben in Oesterreich das größte Aussehen hervorgerufen. Die Anschläge waren diesmal viel gründlicher durchgeführt.

Frau Schmitz schreibt an Macdonald

Natürlich: „phantastische Berichte“

Der „Alteutsche Westfälische Dienst“ des DNB. berichtet: Die Große Münchener Strafkammer verhandelte am Dienstag gegen eine Frau Schmitz aus Münster und einen Gustav Berghoff, der in seiner Eigenschaft als Briefmarkenhändler Beziehungen zum Ausland hatte. Der Ehemann der Frau Schmitz, der durch Desertation sich als unehrenhaft aus der Reichswehr ausgeschlossen hatte, wurde eines Tages unter dem Verdacht des Hochverrats festgenommen. Frau Schmitz verblieb unter dem Verdacht der Mitwisserschaft zwei Tage in Polizeigewahrsam. Da sich in der Vernehmung der Frau Schmitz keine Anhaltspunkte für eine Strafverfolgung ergaben, wurde sie wieder auf freien Fuß gesetzt. Mit diesem Tage begann Frau Schmitz ihren üblen Verleumdungslebenslauf gegen die Staatspolizei, und zum Gehilfen für ihre heimtückischen Anarische bediente sie sich des Mitangeklagten Berghoff, dem sie fantastische Berichte über ihre Vernehmung und die Behandlung ihres Mannes in der Untersuchungsabteilung gab. Die Schilderungen der Frau Schmitz fanden ihren Niederschlag in einem Schreiben des Berghoff, das er als Beschwerde über einen „traurigen Justizfall im Dritten Reich“ an den englischen Ministerpräsidenten sandte für die Aufhebung des Verhaftungsbeschlusses kassierte Berghoff von der mittellosen Frau 1,50 Mark.

In der Sitzung vor der Großen Strafkammer in Münster stellte sich heraus, daß alle Annahmen in dem Verleumdungsschreiben waren. Der Staatsanwalt beantragte eine Gefängnisstrafe von einem Jahr gegen Berghoff, der die Treuepflicht des Deutschen gebrochen habe. Bei Frau Schmitz begnügte sich der Staatsanwalt mit einem Antrag

auf eine Gefängnisstrafe von fünf Monaten. Die Große Strafkammer verurteilte beide Angeklagten wegen Verleumdung und wegen Verstoßes gegen die Verordnung zur Abwehr heimtückischer Anarische auf die nationalsozialistische Regierung. Frau Schmitz traf eine Strafe von drei Monaten, Berghoff erhielt eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten. Berghoff wurde nach dem Urteil sofort wieder in die Datsche abgeführt.

Zu diesem Bericht ist noch die Frage zu stellen, wie die Geheime Staatspolizei den Inhalt des Briefes an den englischen Ministerpräsidenten erfahren konnte. Da nicht anzunehmen ist, daß Macdonald den Brief zur Strafverfolgung der Petentin nach Berlin gegeben hat, bleibt nur die Schlussfolgerung, daß die Geheime Staatspolizei den Brief an den englischen Ministerpräsidenten erbrochen hat.

Ueberfall auf Schutzkorpsleute

(DNB.) Wien, 9. Juni. In der heutigen Nacht ist bei Puch eine Schutzkorpsstreife überfallen worden. Ein Schutzkorpsmann wurde getötet, ein anderer schwer verletzt.

auf eine Gefängnisstrafe von fünf Monaten. Die Große Strafkammer verurteilte beide Angeklagten wegen Verleumdung und wegen Verstoßes gegen die Verordnung zur Abwehr heimtückischer Anarische auf die nationalsozialistische Regierung. Frau Schmitz traf eine Strafe von drei Monaten, Berghoff erhielt eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten. Berghoff wurde nach dem Urteil sofort wieder in die Datsche abgeführt.

Zu diesem Bericht ist noch die Frage zu stellen, wie die Geheime Staatspolizei den Inhalt des Briefes an den englischen Ministerpräsidenten erfahren konnte. Da nicht anzunehmen ist, daß Macdonald den Brief zur Strafverfolgung der Petentin nach Berlin gegeben hat, bleibt nur die Schlussfolgerung, daß die Geheime Staatspolizei den Brief an den englischen Ministerpräsidenten erbrochen hat.

Die Angst von Illegalen

Darmstadt, 9. Juni. (DNB.) Das Staatsprekamt teilt mit: In letzter Zeit versuchen unverantwortliche Elemente, ihre gegenwärtige Einstellung zum nationalsozialistischen Staat in Form von Flugblättern und Handzettelchen, die sie durch die Post versenden oder in Hausbriefkästen einwerfen, einzelnen Volksgenossen zur Kenntnis zu bringen. Um Verfassungen vorzubeugen, wird darauf hingewiesen, daß schon der Besitz illegaler oder staatsfeindlicher Drucksachen jeder verpflichtet ist, Kenntnis davon, wo er in Besitz bekommt, unverzüglich der nächsten Polizeibehörde abzuliefern.

28 Kommunisten verurteilt

Ein Todesurteil

Leipzig, 9. Juni. Der 3. Strafsenat des Reichsgerichts hat das von dem Schwurgericht Dagen gegen 28 Kommunisten gefällte Urteil in vollem Umfang bestätigt. Damit ist das gegen den Hauptangeklagten Franz Schildt wegen Mordes an dem SA-Truppenführer Bernas gefällte Todesurteil rechtskräftig geworden. Wegen der Mordtat hatte das Schwurgericht Zuchthausstrafen von 15 bis 5 Jahren und gegen weitere 21 Beschuldigte Gefängnisstrafen von 9 Monaten bis 4 Jahren verhängt. Ein Angeklagter wurde freigesprochen. Der Prozeß war das Nachspiel zu einem angeblichen kommunistischen Feuerüberfall auf ein SA-Heim in der Nähe des Westbahnhofes Merzobn am 16. Januar 1933.

Röhm an sein Volk

„Wenn die Feinde...“

Wien, 9. Juni. Stabschef Röhm erläßt folgenden Befehl:

„Ich habe mich entschlossen, dem Rat meiner Ärzte zu folgen und meine in den letzten Wochen durch eine schmerzvolle Nervenerkrankung stark angegriffenen Körperkräfte durch einen Kurzurlaub voll wiederherzustellen. Meine Stellvertretung übernimmt der Chef des Führungsstabes, Obergruppenführer von Kraußner.“

Das Jahr 1934 wird die Vollkraft aller Kämpfer der SA eintreten. Ich empfehle daher allen SA-Führern, gleichfalls schon im Juni mit der Verteilung des Urlaubs zu beginnen. Ausbesondere sollen jene SA-Führer und Männer, die im Juli dienstlich erreichbar sein müssen, im Juni mit Urlaub berücksichtigt werden. Es wird daher der Monat Juni für einen bemessenen Teil der SA-Führer und Männer, der Monat Juli für die Masse der SA, die Zeit voller Anspannung sein.

Ich erwarte, daß dann am 1. August die SA wieder voll angetrieben und getätigt bereitsteht, um ihren ehrenvollen Aufgaben zu dienen, die Volk und Vaterland von ihr erwarten dürfen. Wenn die Feinde der SA, sich in der Hoffnung wiegen, die SA werde aus ihrem Urlaub nicht mehr oder nur zum Teil wieder einrücken, so wollen wir ihnen viele kurze Hoffnungsstöße lassen. Sie werden zu der Zeit und in der Form, in der es notwendig erscheint, darauf die gebührende Antwort erhalten.

Die SA ist und bleibt das Schicksal Deutschlands.
Der Stabschef Röhm.“

Frage: „Wer sind die Feinde gegen die sich Röhm napolionische Drohung richtet?“

Und scheint, daß Herr Röhm das Wort von Josef Birich variiert: „Der Feind steht rechts“.

Der Feind von links vertraut auf seine eigene wachsende Kraft und nicht auf den Urlaub der SA.

Todesurteil in Jerusalem

Im Arlosoroff-Prozeß

Jerusalem, 8. Juni. Nach 23 Sitzungstagen sprach am Freitag das Gericht das Urteil in dem Prozeß gegen die beiden Mitglieder der jüdischen Revisionistischen Partei Stavitski und Rosenblatt. Stavitski wurde zum Tode verurteilt, Rosenblatt wurde freigesprochen. Beide waren angeklagt, den politischen Leiter der jüdischen Exekutive Dr. Arlosoroff am 7. Juni 1933 ermordet zu haben, während dieser in Tel Aviv eines Abends mit seiner Gattin spazierenging. Der Grund zu dem Verbrechen soll in der Feindseligkeit zu suchen sein, mit der die Angeklagten der offiziellen Politik der jüdischen Bewegung gegenüberstanden. Die beiden Angeklagten beteuerten in der Verhandlung ihre Unschuld. Ein dritter Angeklagter namens Aba Haimir wurde mangels ausreichenden Schuldbeweises freigesprochen.

Das Neueste

Im Vorkampf um die Europameisterschaft im Weltgewich siegte der deutsche Meister Gustav Oeder über den Belgier Charlier in der 11. Runde durch T. o.

Der belgische König hat den bisherigen Ministerpräsidenten Graf de Broqueville mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt. Graf de Broqueville hat keine Verhandlungen bereits aufgenommen. Seine Bemühungen gehen dahin, eine Regierung auf der Grundlage der bisherigen Koalition, das heißt mit Unterstützung der katholischen Rechtspartei und der Liberalen, zu Stande zu bringen.

Nach Meldungen aus Budapest hat der Oberstadthauptmann angeordnet, daß alle Polizeiwachmeister Schnurröcke tragen sollen. Der Schnurröckel gebe ihnen nicht nur ein „erhöhtes martialisches Aussehen“, sondern er entspreche auch der nationalen Tradition.

Aus Anlaß einer Reichstagsversammlung in der Londoner Vorstadt Hadden am Freitagabend, kam es wiederum zu einem schweren Handgemenge zwischen Schwarzheiden und Marxisten. Ueber 100 Schaulente zu Pferde und zu Fuß eilten herbei, um die kämpfende Menge zu zerstreuen, was innerhalb weniger Minuten mit Hilfe des Gummiknüppels gelang. Vier Personen wurden festgenommen, mehrere erlitten Verletzungen.

Prinz Feisal von Arabien hat einem Sonderberichtserhalter des „Journal“ in Sodeiba seine Eindrücke über die Friedensausichten in Arabien mitgeteilt. Er bezichtigt den Imam von Yemen, die Waffenstillstandsbedingungen nicht loyal einzuhalten und die Dinge in die Länge zu ziehen. Aber die Lage erfordere eine rasche Lösung. Die Stämme, die auf unsere Seite getreten sind, trennen darauf, den Kampf wieder anzunehmen. Es wird schwer halten, sie zu zügeln, und ich könnte sie nicht lange im Zaume halten, wenn der Friede nicht endgültig erklärt wird.“

Bei einem „Kindertag“ auf der Weltausstellung in Chicago wurden die Eingänge von vielen Tausenden von Schulkindern geradezu gestaut. Dabei wurden zahlreiche Kinder niedergedrückt und 25 so schwer verletzt, daß sie einen Krankenhausaufenthalt werden mußten. Erst nach Einbruch von mehr als 500 Polizisten konnte die Ordnung hergestellt werden.

Sieg der französischen Sicherheitsthese

Die Rettung der Abrüstungskonferenz

Die von uns gestern schon in Ihren Grundzügen veröffentlichte Einigungsformel zwischen Frankreich, England und Deutschland fand am Freitagmorgen die Zustimmung des Präsidiums in einer öffentlichen Sitzung, die außerordentlich harten Zulass gefunden hatte. Am Freitagabend gegen 6 Uhr wurde sodann die Entschliessung vom Hauptauschuss der Abrüstungskonferenz einstimmig, aber mit Vorbehalten von Italien, Polen und Serbien angenommen.

Nachdem bereits allgemein ein Scheitern der Abrüstungskonferenz prophezeit worden war, hat sich überraschend aus einer Annäherung zwischen Frankreich und England eine Möglichkeit ergeben, das Schiff wieder flottzumachen. Die intensiven Einigungsverhandlungen zeitigten einen immerhin überraschenden Erfolg. Der Hauptauschuss der Abrüstungskonferenz zeigte eine auffallend einheitliche Stimmung. Die von ihm einstimmig mit drei Vorbehalten angenommene Vereinbarung, die von der französischen Abordnung ausgearbeitet und auf Grund der englisch-französisch-amerikanischen Besprechungen fixiert wurde, hat folgenden Wortlaut:

Der Hauptauschuss zieht die Entschliessungen, die ihm die Abordnungen der sechs Mächte, die Abordnung der Türkei und die Abordnung der Sowjetunion vorgelegt haben, in Erwägung, er berücksichtigt die Klarstellungen, die in seinen Arbeiten durch das französische Memorandum vom 1. Januar 1934, das italienische Memorandum vom 4. Januar 1934, das englische Memorandum vom 29. Januar 1934 und die deutsche Erklärung vom 16. April 1934 vorgenommen worden sind:

Er ist überzeugt von der Notwendigkeit, daß die Konferenz ihre Arbeiten fortsetzt, um zu einem allgemeinen Abkommen über die Herabsetzung und Beendigung der Rüstungen zu gelangen;

er ist entschlossen, die bereits unternommenen Studien unverzüglich fortzusetzen.

I.

Er fordert das Präsidium auf, mit den von ihm für geeignet gehaltenen Mitteln und zum Zweck der allgemeinen Annahme einer Abrüstungskonvention eine Lösung der in der Schwere geliebten Fragen zu suchen, unbeschadet der besonderen Besprechungen, die die Regierungen etwa einleiten wollen, um den Enderfolg durch die Rückkehr Deutschlands zur Konferenz zu erleichtern.

II.

Unter Feststellung der besonderen Wichtigkeit, die das Studium und die Lösung gewisser seit Anfang der allgemeinen Aussprache hervorgetretenen Probleme bieten, faßt der Hauptauschuss folgende Entschliessung:

1. Sicherheit

a) Da die Ergebnisse der früheren Studien der Konferenz seit einem Jahr den Abschluß gewisser regionaler Sicherheitsabkommen in Europa ermöglicht haben, beschließt der Hauptauschuss, ein Sonderkomitee zu ernennen mit der Aufgabe, diejenigen Vorstudien fortzusetzen, die es für notwendig hält, um den Abschluß der neuen Abkommen der gleichen Art, die außerhalb der Konferenz verhandelt werden könnten, zu erleichtern. Es wird Sache des Hauptauschusses sein, die etwaigen Beziehungen dieser Abkommen zu der allgemeinen Konvention zu bestimmen.

b) Der Hauptauschuss beschließt, ein Sonderkomitee zu ernennen mit der Aufgabe, die Frage der Ausführungs-garantien zu studieren und die Arbeiten hinsichtlich der Kontrolle wieder aufzunehmen.

2. Luftfahrt

Der Hauptauschuss beauftragt sein Luftfahrtkomitee, sofort das Studium der in seiner Entschliessung vom 23. Juli 1932 unter der Rubrik „Luftstreitkräfte“ bezeichneten Fragen wieder aufzunehmen.

3. Waffenherstellung und Waffenhandel

Der Hauptauschuss fordert sein Sonderkomitee für die Fragen der Waffenherstellung und des Waffenhandels auf, sofort seine Arbeiten wieder anzunehmen und ihm im Lichte der Erklärung, die der amerikanische Vertreter am 30. Mai 1934 abgegeben hat, in kürzestmöglicher Frist über die Lösungen, die er empfiehlt, zu berichten.

Diese Ausschüsse sollen nebeneinander arbeiten. Das Büro hat die Aufgabe, die Ergebnisse zusammenzufassen.

III.

Der Hauptauschuss überläßt es dem Präsidium, im geeigneten Augenblick die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, damit er, wenn der Präsident ihn einberuft, soweit wie möglich einen vollständigen Abstimmensentwurf vorfindet.

IV.

In Anbetracht dessen, daß der Vorschlag der russischen Abordnung, die Konferenz unter der Bezeichnung als Friedenskonferenz an Permanenz zu erklären, ein ausserordentliches Studium erfordert, bittet der Hauptauschuss den Präsidenten, die Regierungen mit diesem Vorschlag zu befragen.

In der Besprechung, die der Beschlußfassung vorausging, kam Barthou auf das Verhältnis zu Deutschland zu sprechen. Er erklärte, Deutschland sei freiwillig ausgetreten, die Tür habe sich hinter ihm geschlossen, nun müsse es freiwillig zurückkehren. Wir wollen keine Politik der Einfreisung, wir wollen sie nicht, sie liegt nicht in unseren Absichten und nicht in unseren Interessen.

Eden begrüßte die Bemerkungen Barthous über die Freundschaft zwischen England und Frankreich. Sie sei ein wertvolles Element des Friedens in Europa.

Nach Norman Davis, der die englisch-französische Annäherung begrüßte, sprach der Vertreter Italiens, der erklärte, daß Italien den Entwurf nicht zustimmen könne, da gewisse politische Fragen vorher nicht geklärt seien, jedoch lege Italien Wert auf weitere Mitarbeit. Vorbehalte machten noch der Vertreter Polens und Perus.

Darauf stellte Präsident Henderson fest, daß die Entschliessung mit den erwähnten Vorbehalten angenommen sei. Er berief den Hauptauschuss zu einer weiteren Sitzung auf Montag nachmittag. Alsdann sollen die weiteren Maßnahmen im Sinne des angenommenen Arbeitsprogramms getroffen werden.

despotie und der Wiederaufrichtung eines freien Deutschlands unmöglich sein?! Ramentlich dann, wenn ein neunzig- bis hundertprozentiger Wunsch des ganzen Saarvolkes genau wie 1929/30 derartige Bemühungen erneut unterstützen?

Es kann daher gar kein Zweifel darüber bestehen, daß namentlich im Zuge einer aufrichtigen und dauernden deutsch-französischen Verständigung zwischen einem friedliebenden Deutschland und einem eben solchen Frankreich „eine endgültige politische und wirtschaftliche Einordnung der Saar zwischen beiden Völkern erneut vorgenommen werden wird“, wie es in unserem Aufruf an alle Saarländer heißt.

Sklaventod!

Aus München wird uns geschrieben:

Eine Gruppe der österreichischen Legion macht auf dem Exerzierplatz Oberwiesenfeld bei München „Formübung“, wie es heute statt des fremdländischen Ausdrucks „exerzieren“ heißt.

Da stehen sie in Reih und Glied, alle, die einst voller Hoffnungen und im tiefsten Glauben an das „dritte Reich“ ihre Heimat verlassen haben, um, wie man ihnen versprochen, in wenigen Wochen schon unter den siegenden Fahnen der deutschen SA als Helden in ihre Heimat einzuziehen. Es ist alles anders gekommen. Heute sind sie überflüssiger Ballast. Die reichsdeutsche SA sieht in ihnen die Konkurrenz, eine unliebsame Vermehrung der Postenluser. Untergebracht sind sie in einem geräumten Obdachlosenstall, verpflegt werden sie von einer Brauerei und anderen Großbetrieben. Und frisst? Formübung, Formübung und wieder Formübung. In der Mittagsstunde rennen sie über das Feld. Auf und nieder, auf und nieder, so werden sie umhergejagt von einem Kommandeur der Münchner Stadtwache, der jeden Morgen im Auto ankommt, um den Oesterreichern das Bewußtsein beizubringen, daß das „dritte Reich“ seinen Sklaven nicht umsonst verlaunte Poststellen zum Nachfolger gibt. Deutschland ist ein „spartanischer Staat“ und der Legionär muß gütig und wirksam darauf vorbereitet werden, einmal irgendwo in der ersten Linie schweigend den Heldentod für sein Vaterland zu sterben. Die alten Kolonnen der kaiserlichen Kasernenhöfe hört man wieder über das Feld schreien, sie taugen gerade noch für Legionäre. Schlecht leben sie aus, die Söhne Oesterreichs. Ihr Glaube ist längst gebrochen. Sie fühlen es zu sehr, daß sie Sklaven geworden sind.

Drei Stunden schon drückt der Sklavenhalter vom Braunen Haus seine Herde. Da plötzlich läßt sich einer aus der zweiten Gruppe und rennt im Laufschrift auf die 200 Meter entfernte Straße zu. Dort zieht er einen Revolver und schießt sich eine Kugel in den Kopf. Er stirbt im Stau der Straße. Leute eilen herbei und wollen den städtischen Rettungsdienst rufen, doch der Führer der Truppe verbietet das mit dem Hinweis, daß die SA selbst Sanitäter habe. Eine Stunde liegt der Tote am Straßenseit, dann erst wird er von der SA geholt. Wo er beerdigt wurde, war nicht festzustellen. Die Presse bringt über den Vorfall kein Wort.

Wo haben wir schon solche Vorfälle gehört. Klingt das nicht wie ein Bericht aus der Fremdenlegion? Ein Soldat geht lieber in den Tod als noch länger die Qualen der „spartanischen“ Erziehung zu ertragen.

Die Gladiatoren Roms fürzten sich ins Schwert, wenn sie der Qualen müde waren, die deutschen Legionäre springen vom Exerzierfeld auf die Straße und legen den Revolver an die Stirn. Sklaventod im „dritten Reich“!

„Freiwillige“ Spenden

Und bist du nicht willig

Die „NS-Volksfahrt“ Gauführung Mittelrheins teilt uns mit, daß ein gewisser Herrmann Radlmeier wohl gerne Staatsaufträge einheimle, jedoch sich keineswegs dazu bereit finden könne, Mitglied der Gemeinschaft dorer zu werden, die durch ein freiwilliges Opfer einem notleidenden Volksgenossen das Leben zu erleichtern suchen. Ein gewisser Bachhuber, der in städtischen Diensten steht und Naabstraße wohnt, hat ebenfalls abgelehnt, der Volkswohlfahrt beizutreten. Er erklärte, erst dann etwas geben zu wollen, wenn diese Spenden zum gesetzlichen Zwang erhoben worden seien. Und zum Schluss sei noch ein gewisser Balmberger, der in der Fahrtrabstraße 82 eine gut gehende Drogerie- und Chemiefabrik-Handlung betreibt, benannt, weil er ebenfalls kein Scherlein für das nationalsozialistische Volkswerk übrig hat, jedoch bereits deshalb von sich reden machte, weil er als Hausherr sich so unsozial als nur möglich aufführt.

Wir sind der NS-Volkswohlfahrt dankbar für die Hebermittlung von Adressen von derartigen Zeitgenossen und wir wünschen nur, daß diejenigen, die, wie wir, in einem derartigen Verhalten erkennen, daß hier der Geist der Volksgemeinschaft noch nicht Einzug gehalten hat, jenen mit Verachtung zeigen, daß sie sich selbst aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen haben. „Frankfurter Tageszeitung“.

Die Saarländer können über sich selbst entscheiden

Die Möglichkeiten des Saarstatus

Max Braun schreibt in einem Aufsatz in der „Volkstimme“ unter anderem:

Den Anechten und Handlangern Hitlers an der Saar tut eines in der Seele weh: Der Friedensvertrag hat den Saarländern außer der Möglichkeit, für Hitlerdeutschland oder Frankreich zu optieren, noch einen dritten Weg offen gelassen, der für das Saarvolk größte Bedeutung gewonnen hat, seit die braune Despotie unser Vaterland vergewaltigt. Die Saarländer können, da sie als gute Deutsche unmöglich für das undeutsche Hitlerregime stimmen werden, aber andererseits auch keine Franzosen sind, sich für sich selber entscheiden. Irrefühlicherweise wird eine solche Abstimung als Status-quo-Lösung bezeichnet. — was sie nicht ist!

Wer sich für diese Möglichkeit entscheidet, stimmt nämlich gar nicht für das heutige Regime einer autarkischen Völkerverwaltung unter fünf Regierungskommissionsmitgliedern, von denen vier Ausländer sind. Vielmehr sagt der Friedensvertrag im Saarstatut ausdrücklich, daß die heutige Verwaltungsordnung, falls die Bevölkerung sich für ihre Selbstregierung und Selbstverwaltung entscheidet, abgeändert und so, ob den Interessen des Gebietes, wie den allgemeinen Interessen angepaßt werden muß. Darüber heißt es in § 15, Absatz 2 des Saarstatuts:

„Es ist Sache des Völkerverbandes, durch geeignete Maßnahmen die endgültig eingeführte Verwaltungsordnung den dauernden Interessen des Gebietes und den allgemeinen Interessen anzupassen.“

Verfügt also der Völkerverband, der über diese Frage allein und souverän zu entscheiden hat, (wobei die Berücksichtigung des durch die Volksabstimmung ausgedrückten Wunsches) nur eine der möglichen Grundlagen seiner Entscheidung darstellt, daß das Gebiet selbständig bleiben soll, dann entspricht es sowohl den Interessen des Gebietes wie den allgemeinen Interessen, diesem Gebiet unter dem besonderen Schutz des Völkerverbandes, der sowohl dessen außenpolitischen, wie auch handels- und allgemeinen wirtschaftlichen, wie auch sozialpolitischen Interessen seine Hilfe angedeihen lassen muß, ینند Maß von Selbst- und Mitbestimmungsrecht zu geben, das die moderne Verfassung der Kulturvölker kennt. Das wird dann weder Status quo sein, noch eine reelle freie deutsche Saar — aber ein relativ-ähnlicher Kompromißboden für die Behauptung der eigenen und die Wiedergewinnung der gesamtdeutschen Freiheit, wie auch für die Fortführung des sozialistischen Kampfes, — und es wird ein unvergleichlich besserer Zustand sein als der im hitlerischen Erpreßerhaute.

Daß es so und nicht anders kommen wird, wissen natürlich auch die Reihhämmer der sogenannten „deutschen Front“, die zum kleineren Teil aus Fanatismus, zum größeren aber notgedrungen für die Galgen- und Konzentrationslager der Frauen Verbrecherklause arbeiten. Deshalb versuchen s-

eine solche vorläufige Lösung des Saarproblems als eine endgültige und ewige Trennung von unserm größeren Vaterland Deutschland hinzustellen. Sie behaupten, diese sogenannte Entscheidung für Status quo sei für alle Seiten irreparabel und bedeute, daß die Saar nie mehr zurückkehren könne. Sie sagen damit bewußt die Unwahrheit. Aber auf eine Pöge mehr oder weniger kommt es ihnen nicht an und wenn irgendwo, dann heiligt bei ihnen der Zweck die Mittel.

Das Saarstatut sagt im Paragraph 18, daß „Frankreich und Deutschland durch besondere Abmachungen vor dem für die Bezahlung des Rückkaufspreises der Gruben bestimmten Tage die Bestimmungen der §§ 36 und 37 (bezt. Grubenrückkauf) abändern“ können. Was aber 1929/30 praktisch versucht wurde und die Billigung des ganzen Völkerverbandes hatte, war eine im Vertrag nicht vorgesehene vorzeitige Totallösung, die nur daran scheiterte, daß sowohl in Deutschland wie in Frankreich die Vorkabinette durch Rechtsregierungen gekürzt und eine wesentliche Verfestigung in den beiderseitigen Beziehungen die Unfruchtbarkeit weiterer Verhandlungen sichtbar werden ließ.

Warum sollte das, was 1929/30 zwischen Frankreich und Deutschland möglich war, nach dem Sturze der Hitler-

„Wir sind keine Fürsorgeanstalt“

Der Koblenzer Staatsrat Simon gegen die Erwerbslosen

Als der frühere Reichskanzler v. Papen im Jahre 1932 die Regierungsgeschäfte ergriff, gebrauchte er die berühmte ominöse Wendung vom „Fürsorgestaat“, der abgeschafft werden müsse.

Die Nationalsozialisten machten damals das Wort zu ihrem Kampfsignal gegen Papen. Jetzt lese man diese Bekannmachung des Landrats von Neuwied:

Bekanntmachung.
Erwerbslose Volksgenossen an produktiven Dauerarbeitsplätzen unterzubringen, ist unsere wichtigste Aufgabe. Hierbei ist es Pflicht jedes arbeitslosen Volksgenossen, sich selbst energisch um Arbeit zu bemühen. Auf die Dauer kann den arbeitenden Volksgenossen nicht zugemutet werden, daß sie erwerbslose mitfüttern, die sehr gut selbst noch arbeiten können und bei gutem Willen auch Arbeit finden.

Staatsrat Gustav Simon, Gauleiter der NSDAP, in unserem Gau Koblenz-Trier unterstützt voll und ganz meine Maßnahmen und hat in der Gaupresse vom 5. 5. 34 darauf hingewiesen, daß kein Volksgenosse und erst recht kein Nationalsozialist staatliche Unterstützung in Anspruch nehmen darf, sofern er aus andern Mitteln sich und seine

Familie ernähren kann. Jede Steigerung der Steuerlast verhindert das Ausblühen der Wirtschaft und damit die Einstellung von Arbeitslosen. Wer zu Unrecht Unterstützung sich anzuholen läßt, handelt gegen Volk und Staat. Der nationalsozialistischen Regierung ist es angeklagt, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Gewerbe in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung ganz gewaltig zu fördern. In vielen Berufen fehlt es an Arbeitskräften.

Ich erwarte, daß in den nächsten Wochen auch die letzten Erwerbslosen im Kreise sich Arbeit beschafft haben werden, damit endlich jeder Volksgenosse das beglückende Gefühl kennen lernt, Du ernährst Dich und Deine Familie wieder selbst. Du brauchst die Notgroßen Deiner Volksgenossen nicht mehr in Anspruch zu nehmen.

Wir sind keine Rentner- und Fürsorgeanstalt, sondern ein Staat der Arbeit und der Pflichterfüllung.

Ich erwarte von jedem Volksgenossen, daß er sich seiner Pflichten der Allgemeinheit gegenüber jederzeit bewußt ist.
Neuwied, den 16. Mai 1934.

Der Landrat:
Dr. Reppert.

Land des Heuchelns

Ein aufschlußreicher Brief aus dem Reiche

Lieber Freund!

Sie wollen von mir ein Stimmungsbild über die heutigen Verhältnisse in Deutschland haben. Ich will es Ihnen gern geben, weil auch ich solche Eindrucksabbildungen für dringend notwendig halte. Wenn man nämlich einen Blick in die ausländische Presse wirft — von der deutschen ganz zu schweigen —, dann erst ermisst man, wieviel Unkenntnis über das heutige Deutschland vorherrscht, und wie sehr die meisten ausländischen Berichte leider allzu sehr von der gleichgeschalteten deutschen Presse aus beeinflusst werden.

Man redet und schreibt soviel davon, daß ein neuer Welt, ganz neue Erkenntnisse, sozusagen ein einzigartiges Frieden das ganze deutsche Volk heute erfüllt. Was daran wahr ist und was falsch ist, das will ich durch meine Eindrücke zu klären versuchen.

Um es gleich vorweg zu sagen, von einem neuen Geist in der Bevölkerung kann — soweit es sich nicht um sozialistisches und kommunistisches Kreise handelt — wirklich nicht gesprochen werden. Was sich so als neuer Geist in der Bevölkerung darbietet, ist nichts weiter als ein unerhörter Terror.

Eigentlich ist das Wort Terror viel zu abgegriffen. Es ist wirtschaftlicher Druck auf allen Gebieten, ein Zwang oder eine Drohung gegen jeden Menschen, der sich nicht willenlos den Befehlen der Nationalsozialisten unterordnet. Und da alle nichtgleichgeschalteten Menschen in Deutschland vor den Behörden und Gerichten minderen Rechts sind, wird dieser Druck und Zwang so absolut, daß sich ihm nur wenige Menschen in Deutschland entziehen können.

Wenn heute bei uns von der Razi-Parteileitung angeordnet wird, es soll aus diesem oder jenem Anlaß — und der Anlaß gibt es ja in Deutschland genügend — eine Kundgebung gegeben werden, dann muß eben jeder klagen, der noch zu besichtigen hat, er könnte sonst etwas verlieren. Der Beamte fürchtet, er würde seine Stellung verlieren, der Angestellte hat seine Sorge um seine bescheidene Position; der Kleinrentner muß damit rechnen, daß, wenn er nicht klagt, ihm sein Stück Pachtland genommen wird. Der kleine Geschäftsmann kann erwarten, daß er bankrott wird, der Rentner fürchtet um seine Pension, so geht es auf allen Gebieten des täglichen Lebens. Wenn demonstriert wird, muß alles auf Befehl mitmarschieren. Wer nicht mitmacht, kann morgen schon arbeitslos sein und auf der Straße liegen. Wenn geflammt wird für die Winterhilfe oder zum Strafgericht, oder für die SA, oder für die Auslandsdeutschen, oder für die NS-Volkswohlfahrt, oder für „Mutter und Kind“ und was es auch sonst für einen Grund zum Sammeln geben mag, immer sieht der, der noch in Arbeit und Poha steht, sich vor die Entscheidung gestellt: „Entweder Du gibst etwas, oder Du wirst vielleicht schon morgen in die große Armee der Erwerbslosen eingereiht.“ Also immer der Zwang und immer der Druck. Wer sich gerade macht — und auch das kommt natürlich vor —, der tut es mit der Gewißheit, daß er schon morgen oder übermorgen die materiellen Folgen zu spüren hat. Er mag zu seiner Rechtfertigung anführen, was er will, sie nicht ihm meistens sehr wenig. Das gilt nicht nur für das Demonstrieren oder für das Klagen, oder für das Sammeln, das gilt ebenso sehr für den Versammlungsbetrieb in den Verbänden, oder in den Betrieben, wie für die Veranstaltung irgendwelcher nationaler Festlichkeiten.

Es hat wohl noch niemals einen so reichen Klagen- und Schmutz gegeben bei öffentlichen Festlichkeiten, wie im letzten Jahr. Es hat auch noch nie so überfüllte Versammlungen und Kundgebungen gegeben, wie im letzten Jahr. Keine Partei hat jemals bei Aufmärschen und Demonstrationen so viele Menschenmassen zusammengebracht, wie es die NSDAP in den letzten 14 Monaten konnte. Und keine Partei hat jemals so große und so gute Sammelergebnisse für ihre wohltätigen und sonstigen Zwecke zeitigen können, wie es bei der NSDAP der Fall war. Das alles mag man hinnehmen mit der Begründung, es ist Notzeit und da müsse jeder mitmachen. Ob durch Zwang oder Druck, oder ob freiwillig, sei gleichgültig, es komme auf das Ergebnis an. Der Zweck heilige hier die Mittel.

Man soll dann aber nicht erklären, daß sei Ueberzeugungslage. Und darin liegt die große Lüge, die langsam, tagen durch die gleichgeschaltete deutsche Presse geht, und die durch ihre stereotypische Wiederholung schließlich auch halb und halb im Ausland geglaubt wird.

Nur so ist es zu verstehen, daß man über irgend eine Veranstaltung in der ausländischen Presse liest, Tausende und aber Tausende bekannten sich zum Nationalsozialismus, Zehntausende marschierten für die NSDAP, Hunderttausende fanden sich in irgend einem Ort zum Bekenntnis für den nationalen Sozialismus zusammen.

Alle diese Berichte sind falsch. Es bekennen sich nur verhältnismäßig wenig; die große Zahl der Mittäter kommt aus Zwang. Es gibt überhaupt eigentlich keine Ueberzeugung und keine ehrliche Bekehrung mehr in Deutschland. Bei allen öffentlichen Kundgebungen gibt es nur noch ein Befehlen, Gehorchen und Mitmachen. Alles andere ist als „national unzuverlässig“ oder „staatsfeindlich“ gebrandmarkt. Man wird mir vielleicht vorwerfen, ich übertreibe, ganz so schlimm könne es doch nicht sein. Die dem Einwand gegenüber kann man nur sagen, wer es nicht erlebt hat, der glaubt es auch kaum, aber wer dauernd unter diesen Verhältnissen und noch dazu als „Staatsfeind“ gekennzeichnet ist, leben muß, er spürt diesen unheimlichen Druck an allen Ecken und Enden. Andere mögen vielleicht einwenden, ganz so schlimm sei es doch wohl auch nicht mit dem Zwang bei öffentlichen Veranstaltungen. Es sei doch sicherlich auch viel Ueberzeugung dabei. Auch hiergegen kann nur der etwas sagen, der monatelange Betrachtungen anstellen konnte. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit vielen Bevölkerungskreisen der verschiedensten Schichten und Berufe zusammenzukommen, weil ich durch Handel und Geschäftskreisen den Versuch unternahm, mich aus der öffentlichen Unterhaltung herauszuhalten. Ich vermied es natürlich, auf diesen Geschäftskreisen von Politik zu reden, oder meine politische Ueberzeugung irgendwie kundzutun.

Aber immer nur hörte ich aus belläufigen Bemerkungen meiner Kunden, soweit sie auf die heutigen Verhältnisse zu sprechen kamen, deutlich heraus, wie wenig Ueber-



Karl: „Wenn das so weitergeht mit dem 1. Mai —“
Krischan: „Mensch, Karl, pass —“
Karl: „Was denn, Krischan? Wenn das so weitergeht mit der Natur, dann haben wir das nächste Mal um diese Zeit schon Äpfel an den Bäumen!“

zeugung, wie wenig Glauben und wieviel Skepsis dem heutigen Regime gegenüber bei Ihnen vorhanden ist.

Ich habe viele Bauern gesprochen, aber keinen einzigen, der sich mit freudigem „Ja!“ zum Erbhofgesetz bekannte. Tagelang könnte ich Tausende von Bauern nennen, die in mehr oder minder verfeinerter Form ihre Bedenken zum Erbhofgesetz zum Ausdruck brachten.

Ich habe mit einer großen Reihe von Geschäftsleuten und Handwerkern sprechen können. Drei Viertel von ihnen schimpften offen auf die heutigen Zustände und erklärten, daß es trotz aller Arbeitsbeschaffung noch nicht besser geworden sei. Von der Arbeitsbeschaffung habe nur der etwas, dessen Gewerbe aus staatlichen Subventionen angekurbt werde.

Und die Beamten und Angestellten der Behörden? Wenn man ihnen offiziell begegnet, heben sie die Hand zum Hitlergruß; wenn man sie einzeln fragt, oder sich auch nur unangefordert etwas von ihnen erzählen läßt, dann schimpfen sie in der schwersten Verbitterung über das heutige System. Keiner traut in der Behörde oder im Betrieb dem andern. Das Demunziantenwesen — teilweise nicht einmal aus Schamhaftigkeit, sondern aus Angst — hat überall eine schädliche Atmosphäre geschaffen, in der sich niemand wohl fühlt. Es mußte aber jeder ertragen, weil sonst morgen die Reihe an ihm ist.

Bemerkenswert, weder bei Bauern, noch bei Geschäftsleuten, noch bei Angestellten und Beamten sind diese Wahrnehmungen Einzelerscheinungen. Sie sind so weit verbreitet, daß man von einer absoluten Mehrheit überzeugter Anhänger des Nationalsozialismus in diesen Kreisen gewiß nicht mehr sprechen kann.

Und Bauern, Geschäftsleute und Beamte waren doch die Bannerträger des Nationalsozialismus! Wenn es dort schon so aussieht, wer will dann noch von einer überwältigenden Mehrheit überzeugter Anhänger des Nationalsozialismus unter der Arbeiterschaft sprechen? Es geht heute in Deutschland dem Volke so, wie es dem Frontsoldaten im Weltkrieg ergangen ist: Er machte zwar mit, aber er schimpfte in den freistunden über seine Lage und über die, die ihn in diese Lage gebracht haben. Und er wünschte nur, daß endlich die Sache zu Ende gehen möge.

Aber das kann doch nicht sein, wird man im Ausland sagen. Wie wäre es dann möglich, daß das Hitlerregime im November vorigen Jahres ein Prozentiges Treuebekenntnis vom Volke erhalten hätte? Was es mit dieser Volksabstimmung vom 12. November auf sich hat, das wird wohl erst eine spätere Zeit wirklich aufklären können. Bis jetzt ist man nur auf vielsagende Vermutungen angewiesen. Untere Stadt — sie umfaßt 45000 Einwohner und rund 30000 Wähler — hatte allein schon 6000 „Nein“-Stimmen. Dabei kann man gewiß nicht behaupten, unter drei viel weniger nationalsozialistisch als andere Orte. Wenn ein solch großer Prozentsatz an „Nein“-Stimmen trotz des ungeborenen Druckes möglich war, so will das schon etwas heißen. Wir haben viele Einzelergebnisse ähnlichen Charakters sammeln können. Und so fragt man sich, wie ist es möglich, daß ein Prozentiges Treuebekenntnis für Hitler dabei herauskommen konnte. Das ist vorläufig noch das größte Geheimnis des Propagandaministeriums.

Aus alledem ergibt sich, daß die Unwahrhaftigkeit und Unaufrichtigkeit bei uns Tagen feiert. Es kommt uns manchmal so vor, als sei Deutschland in fast allen seinen Lebensäußerungen zum größten Scherkerland der Welt geworden.

Wenn man die Menschen bei offiziellen Anlässen hört und wenn man sie dann unter vier Augen spricht, dann hat man das Empfinden, es wird nirgends so viel gelogen und geheuchelt als in Deutschland, wo das Recht des freien Manneswortes so verpönt ist, daß man sich ernsthaft und ehrlich mit Gleichgesinnten nur noch im Flüsterwort unterhalten darf. Man hört auf der Straße oder auf den öffentlichen Verkehrsmitteln, oder wo sich sonst Menschen zufällig treffen, keine politischen Gespräche mehr. Man redet, solange ein anderer es hören könnte, ungefähr so, als ob es gar keine Politik gäbe. Oft bemerkt man, daß zwei Personen sich anfangs ganz natürlich unterhalten, sobald man aber näher gekommen ist und sie die Annäherung bemerkt haben, dann wird das Gespräch plötzlich abgebrochen, oder im Flüsterwort weitergeführt. So steht es um die Freiheit in Deutschland aus, von der zwar offiziell sehr viel geredet und geschrieben wird, von der aber alle denkenden Menschen wissen, daß sie tot ist.

Nur ein kleines Erlebnis mag dafür als charakteristisch wiedergegeben werden: Unlängst erklärte der Lehrer einer höheren Mädchenschule in einem Kursus für junge Mädchen im Alter von etwa 18—20 Jahren gelegentlich des Unterrichtes: „So wie es jetzt in Deutschland ist, könne es auf die Dauer wohl auch nicht weitergehen. Ein gewisses Recht der Kritik werde man zur Lebendigkeitgestaltung des öffentlichen Lebens schon zulassen müssen.“ Am nächsten Tag wurde dieser Lehrer schon abgesetzt. Dieses eine Beispiel ist schon

kenntlichend dafür, wie tief die Freiheit in Deutschland zu Boden gedrückt ist.

Man kann sich an diesem Beispiel auch vorstellen, wie weit die Entrechtung und Anrechnung der Liberalisten, Marginalen und sonstigen „Staatsfeinden“ durchgeführt ist. Einem meiner Freunde ist von zwei deutschen Gerichten der Gehaltsanspruch angeprochen worden, aber der Staat hat die Auszahlung des Geldes ohne Angabe von Gründen auf Grund des sogenannten Entlassungsgesetzes verweigert. Gehaltsanspruchsfreunde in der Vergangenheit sind ohne die geringste Begründung aus ihren Stellungen entfernt worden und ihre Gehaltsansprüche, die ihnen nach deutschem Recht zustanden, gleichfalls ohne jede nähere Begründung abgelehnt worden. Sie klagten zwar dagegen, aber kein Gericht wagte, trotz der Klarheit der Rechtslage gegen die Nationalsozialisten zu entscheiden.

Die Richter blickten aus Angst um ihre Stellung das Recht und demütigten die hilflose Entlassung dieser Angestellten mit sadenstimmigen Gründen. Ein bekannter Anwalt unserer Stadt lehnte sogar die Vertretung der Klage ab, weil er um seine Existenz fürchtete.

Einer unserer Gehaltsanspruchsfreunde, ein ehemaliger leitender Kommunalbeamter, wurde kurz vor dem Weihnachtstfest wegen Verdacht der Unterschlagung von häßlichen Geldern bei der inzwischen gleichgeschalteten „Arbeiterwohlfahrt“ in Haft genommen. Ein bombastischer Artikel in der Lokalausgabe über Korruption usw. meldete dieses Ereignis der Öffentlichkeit. Lange Untersuchungen erbrachten mit der Feststellung, daß an der ganzen Sache nichts dran war. Nach Wochen aber hat der Angeklagte bedauerlich im Gefängnis gesessen. Dann erst wurde er wieder freigelassen. Der dafür verantwortliche Razi-Kreisleiter mußte schließlich zugeden, daß seine Behauptungen vollkommen unhaltbar waren. Trotzdem wurde dem Angeklagten keine Ehrenrettung zuteil. Es erfolgte auch kein Widerruf in der Presse; im Gegenteil, die inzwischen längst gekläarte Sache mußte auf Verlangen dieses nationalsozialistischen Kreisleiters nun durch die Staatsanwaltschaft noch einmal von einer „anderen Seite“ geprüft werden. Der Rechtsanwalt, der sich der Interessen des Inhaftierten annahm, wurde von der Anwaltskammer gerüffelt, weil er sich angeblich zu sehr für seinen Klienten eingesetzt hatte. So hat sich denn jetzt ein Zustand herausgebildet, bei dem sogenannte „Staatsfeinde“ vor Gericht zwar klagen können, aber keine Aussicht haben, Recht zu erhalten, sobald nur der geringste politische Einschlag vorhanden ist. Dagegen müssen die „Staatsfeinde“ in jedem Fall die Gerichtskosten tragen.

Da wir einmal bei der Betrachtung der Rechtslage sind, noch einige persönliche Erfahrungen: Daß wir im Sommer vorigen Jahres einige Tage in Schwabach waren, ist Ihnen inzwischen wohl bekannt geworden. Wie hoch es damals in unserer eigenen Sicherheit! Daß wir dann aber nachher jeden Monate ohne jede Begründung wie Schwerverbrecher unter Polizeiaufsicht gestellt wurden, soll nur noch zur Ergänzung des Gesamtbildes erwähnt werden.

Ein kleiner Trost mag es für uns sein, daß es nicht nur den Hörgelsten schlecht geht, sondern fast allen nicht nationalsozialistischen Bevölkerungskreisen, die aus irgendeinem politischen Grund mit den Gerichten oder mit der Behörde zu tun haben. Dabei auch die Unsicherheit im ganzen Rechtsleben, die sich naturgemäß lähmend auf das Gesamtleben der Nation überträgt.

Alles Herede über Arbeitsbeschaffung und Anfurderung der Wirtschaft schafft diesen Zustand der allgemeinen Unsicherheit nicht aus der Welt.

Ueberhaupt die Arbeitsbeschaffung! Das ist ein Kapitel für sich! Niemand, auch der schwärze Gelehrte des Nationalsozialismus wird bezweifeln, daß die Nationalsozialisten in der Frage der Arbeitsbeschaffung ernste und ehrliche Anstrengungen machen. Ob sie dabei selbst an den Erfolg dieser Anstrengungen glauben, mag dahingestellt bleiben, denn viele (schlechthin denkende Nationalsozialisten) soweit man überhaupt davon reden kann) glauben weniger an den materiellen, als an den ideellen Erfolg dieser großen Bemühungen. Sie glauben, daß durch den Betrieb bei der und mit der Arbeitsbeschaffung, durch die Propaganda und durch die Massen- und Selbsthingabe weiter Volkskreise eine gewisse wirtschaftliche Belebung einleiten wird, die ihrem System zugute kommt. Praktisch und wirtschaftlich gedacht sieht das Problem der Arbeitsbeschaffung so aus: Der Staat und die Gemeinden geben für die Arbeitsbeschaffung, für Straßenbau, für Autobahnen, für Häuserreparaturen und Zirkusfahrten sehr viel Geld her in Form von Darlehen und Zuschüssen. Dadurch werden zwar die öffentlichen Unterhaltungsanstalten entlastet, aber der Staatsfiskus wird sehr stark belastet, sei es direkt oder durch Anteile, oder durch Zinsen. Alles nützt diesen Vorteil der Staatskassen in der Wirtschaft aus, aber eine wirkliche Anfurderung kann man das nicht nennen, denn die meisten Beschäftigten bei den Autobahnen und beim Straßenbau bekommen an Lohn kaum mehr als sie bisher an öffentlicher Unterstützung und Mietzuschuß erhalten haben. Ihre Kaufkraft ist also in den allermeisten Fällen nicht größer geworden und nur in wenigen Fällen um ein sehr bescheidenes etwas gesteigert. Was wirklich noch bei den in Arbeit gekommenen oder in Arbeit stehenden an belebender Kaufkraft vorhanden war, geht durch den Spendensozialismus, durch Opfer für die Winterhilfe und durch öffentliche Sammlungen wieder verloren. Durch diese Anfurderung kommt etwas Vertrieben in die Wirtschaft, das Einkommensteuer-Aufkommen und das Lohnsummensteuer-Aufkommen sind etwas gestiegen. Aber geht diese Belebung wirklich über die Belastung des Staates auf der anderen Seite wieder hinaus? Wird sie auch dann noch da sein, wenn die Staatszuschüsse für die öffentlichen Arbeiten nicht mehr fließen können? Ich glaube es nicht, weil alle Anzeichen dagegen sprechen.

Was die Regierung bisher und neuerdings zur Hebung der Kaufkraft getan hat, reicht nicht entfernt dazu aus.

Wirkliche Belebung der Wirtschaft kann nur eintreten, wenn ein richtiges Vertrauensverhältnis mit dem Ausland wiederhergestellt wird.

Das Reich der Lautsprecher

Im Wellenbereich des deutschen Rundfunks

„Wir denken nicht daran, den Rundfunk zum willenlosen Diener parteipolitischer Absichten herabzuwürdigen, da die neue deutsche Politik weitab jeder parteimäßigen Begrenztheit liegt und sich auf Volk und Nation in ihrer Gesamtheit erstreckt.“ Dr. Goebbels am 18. August 1933 auf der Jubiläums-Funkausstellung in Berlin.

Liest man die Programme des deutschen Rundfunks oder läßt man sich gar einmal dorthin herbei, einen deutschen Sender einzustellen, so wird einem schon im ersten Moment klar, daß wie in allem, was die Nationalsozialisten reden und tun, auch in bezug auf den Rundfunk die Linie des Betrugs, der Unwahrhaftigkeit, der Lüge gewahrt blieb. Sie sprechen vom Frieden und rüsten zum Krieg, sie predigen Sozialismus und stärken den Kapitalismus, sie verurteilen Judenverfolgungen und machen Pogrome, sie versprechen, die Politik beim Rundfunk auszuschlachten und machen ihn zum wichtigsten Propagandainstrument ihrer Partei. Nicht nur in ideeller Beziehung, sondern auch in materieller. Denn aus dem Rundfunk bezieht Herr Goebbels die vielen Millionen, die er zu Propagandazwecken in die ganze Welt hinausrollen läßt.

Während alles was in Deutschland heute noch Kunst und Kultur vermitteln könnte, Theater, Presse, Literatur, Kunst oder wissenschaftliche Institute, zugrunde gegangen ist oder im Begriff steht zugrunde zu gehen, hat der Rundfunk eine Zunahme der Hörerzahl erfahren. Das ist eine Tatsache, die nicht ernst genug zu werten ist. Für den oberflächlichen Beobachter scheint sie vollkommen unverständlich, nachdem er sieht, wie jedes künstlerische Moment aus dem deutschen Rundfunk ausgeschaltet wurde, wie die Darbietungen, abgesehen von rein propagandistischen Programmpunkten, auf dem niedersten Niveau angelangt sind. Er kann sich nicht vorstellen, daß der deutsche Hörer noch immer nicht genug hat von den Phrasen nationalsozialistischer „Führer“, von den Uebertragungen irgendwelcher Feiern, von „heldischen“ Hörspielen, Marschmusik und Horst-Wessel-Lied. Er vergißt dabei, daß der deutsche Rundfunk ein Zwangsbeziehungs-mittel geworden ist. Daß das Radio heute in Deutschland nicht mehr wie früher oder jetzt noch in anderen Ländern Vergnügungs- oder Belehrungscharakter trägt, sondern daß es ein Kampfplatz geworden ist, das befehlsgemäß geschickt werden muß. Wer traut sich denn heute zu Hause keinen Radioapparat zu haben, wenn der „Führer“ zur Nation spricht? Wer wagt es, den Worten Hitlers, Goebbels, Görings oder eines anderen „Erneuerers“ nicht zu lauschen, wenn er aus irgend einem Anlaß — und Anlässe werden tagtäglich produziert — eine große Rede ins All hinauscherzt? Wer nimmt die Folgen auf sich, seine Kinder vom Schul-funk auszuschließen? Wo sie doch lernen müssen mit Flugzeugen, Gasmasken und Maschinengewehren umzugehen! Wer darf sich vom „Wehrdienst der Nation“ oder der „Stunde der Nation“, dem „Zeitfunk“ oder der „Jugend-

stunde“ ausschließen? Der Kostenpunkt darf da nicht mehr mitsprechen. Die Rundfunkgebühren sind Steuern, die das deutsche Volk zu zahlen hat.

Die Zahl der deutschen Hörer betrug am 1. April 1932 4 168 440, Ende 1933 war sie schon auf 5 052 607 gestiegen, am 1. Februar auf 5 274 076 und am 1. März 1934 war sie auf 5 364 557 angelangt. Woher kommt diese starke Zunahme an deutschen Rundfunkhörern? Erstens einmal infolge von Zwangsmaßnahmen, die nicht nur den Zweck hatten, das Volk unter die Propagandaratte zu bringen, sondern auch, um die stagnierende deutsche Funkindustrie anzukurbeln. Die „Nationalsozialistische Rundfunkkammer“ ließ von den 28 deutschen Radiofirmen nach strengen Vorschriften den sogenannten „Volksempfänger“ in genau einheitlicher Ausfertigung herstellen, der zu dem billigen Preis von 76 Mark, selbstverständlich auf Raten, gekauft werden mußte. Bis jetzt sind von diesem Gerät, auf dem man natürlich keine ausländische Station hören kann (laut strengsten Vorschriften) 400 000 Stück umgesetzt worden. Trotzdem bleiben noch immer 800 000 neue Hörer übrig.

„Das sind jene, die mangels jeden Kunstgenusses an deutschen Bühnen und mangels jeder aufschlußreichen Nachricht in deutschen Zeitungen, Rundfunkhörer wurden. Nicht um die deutschen Stationen, sondern um die ausländischen Sender zu hören.“

Obwohl die Kontrolle sehr streng gehandhabt wird und zahlreiche Denunziationen vorkommen, wird die Zahl solcher Funkhörer immer größer. In letzter Zeit ist man schon mehrfach von nationalsozialistischer Seite zu strengsten Warnungen übergegangen, an den „Volksempfänger“ keine Änderungen vorzunehmen, was beweist, daß die Hörer, die sich mit Volksempfängern begnügen mußten, diese umbauen ließen, um ebenfalls das Ausland hören zu können. So geht Goebbels „dicke Berta“, wie man humoristisch den Rundfunk als schwerstes Geschütz des Propagandaministeriums nennt, nach hinten los.

Aber die gewaltigen Einnahmen, die Goebbels aus dem Rundfunk zieht, werden noch zu anderen Propagandamitteln verwandt. Mit den Millionen von Arbeitergroschen, die an den Rundfunk fließen, stützt man das Hitlerregime und versucht seinen Einfluß zu verstärken. Früher unterstand der Rundfunk der Postverwaltung. Die Einnahmen wurden so verteilt, daß 45 Prozent dem Rundfunk verblieben, während 55 Prozent der Post zufielen. Damals schon betrug der Ueberschuß, den die Post durch den Rundfunk empfing, Millionen. Jetzt ist er als selbstständiges Unternehmen dem Propagandaministerium unterstellt und braucht keinerlei Bilanzansweis vorzulegen. Auch die Verwendung der Rundfunkgelder unterliegen keinerlei Kontrolle. So ist man auf Schätzungen angewiesen über die Summen, die Goebbels zu Propagandazwecken aus dem Rundfunkbetrieb zieht. Der Betrag dürfte aber annähernd 50 Millionen Mark betragen, da die Programmkosten stark beschränkt wurden und auch alle übrigen Ausgaben eine Reduzierung erfahren haben!

Der verliebte Chefredakteur

Streichers Kamerad ist einer Kameradin verfallen

Unter Nürnbergs Presse steht seit Beginn des „dritten Reiches“ Streichers Publikationsorgan „Fränkische Tageszeitung“ obenan. An der Spitze der Schriftleiter Nürnbergs steht wiederum der Hauptschriftleiter des genannten Blattes, mit Namen P. E. Rings.

Wir gestehen, daß wir jeden Morgen zuerst zur „Fränkischen Tageszeitung“ greifen, immer gewiß, daß uns ein Artikel des genannten Herrn Kollegen Anlaß zur Frohlaune bieten wird. Noch niemals sind wir enttäuscht worden.

Am vergangenen Mittwoch hat jedoch unsere menschliche Teilnahme für P. E. Rings einen nicht mehr zu überbietenden Gipfel erreicht. Es ist ihm, nach ausdauerndem Ringen und vielen Enttäuschungen, endlich gelungen, eine Kameradin zu finden. Liebe ist immer ein Ausposten zu hohen geistigen Leistungen gewesen, die unglückliche noch stärker als die glückliche. Aber P. E. Rings ist noch im Rausche des wahren Glückes, und darum ist ihm diese poetische Manifestation seines Liebeslebens gelungen:

Denn Du willst meine Kameradin sein

Du weißt, ich hab' hundert andere geküßt
In jener Zeit vor Dir.
Ich wußte nur, daß man Frauen vergißt
Und dann kamst Du zu mir.
Was immer ich der Liebe gezollt,
Mein Herz, das blieb so kühl,
Bis dann das Schicksal es gewollt,
Daß ich Dir ganz verfiel.

Denn Du willst meine Kameradin sein
Im Leben für und für
Dich nenn ich nun für ewig mein
Und ich bleibe immer bei Dir!

Nun gibt es keine ein'ge Stund'
In der ich nicht bin Dein.
Mich lockt nie mehr ein anderer Mund,
Ich laß Dich nie allein.
Und wenn ich früher oft geirrt:
Jetzt weiß ich um's wahre Glück
Und was mir einst den Sinn verwirrt,
Dem bin ich ganz entrückt!

Denn Du willst meine Kameradin sein,
Die sich mir für's Leben verschrieb
Und Dir gehört mein ganzes Sein;
Ich hab' Dich so innig lieb!

P. E. Rings.

In mächtigen Buchstaben (merkwürdigerweise in unarischen Antiqualettern) steht das in der „Fränkischen Tageszeitung“ Die Stadt, in der Walter von Stolzing ob seines Miß- und

Preisliedes von weiland Hans Sachs gekrönt wurde, darf sich freuen, daß die poetische Tradition in ihren Mauern nicht aussterben kann.

Freilich, wir müssen gestehen, daß wir bei der Lektüre des Gedichtes einen Augenblick in Schreck gerieten. Es handelt sich da um die Verseile: ... „als ich Dir ganz verfiel“. Zunächst darf, wie uns deucht, der Führer der fränkischen Presse nicht so hemmungs- und rettungslos einem Weibe „verfallen“. Er hat die Aufgabe, das Heldengeschlecht zu mehrern und muß in diesem Punkte die heroische Ueberlegenheit behalten. Aber das ist für unsere Bange um P. E. Rings nicht einmal entscheidend. Er ist so entrückt in Liebesfesseln, so verschrieben mit Haut und Haar, daß wir den Verdacht nicht los werden, als habe hier eine alttestamentarische Dalila ihren girrenden Liebhaber der Krafflocken beraubt. Womöglich ist die „Kameradin“ eine Seudbötin der Weisen von Zion, geschickt ins Lager Streichers, um seine Gefolgschaft zu umgieren und zu bezaubern. Man kennt schließlich viele Beispiele aus der Geschichte. Als Max Schmeling die Halbjüdin Anny Ondra heiratete, war es zu Ende mit der Weltmeisterschaft im Schwergewicht.

Unsere herzliche Teilnahme begleitet P. E. Rings. Wir würden es aus hygienischen Gründen tief bedauern, wenn seine schöpferische publizistische Leistung in nächster Zeit nicht mehr die bisherige Sprache der Kraft und der Freude aufweisen sollte.

Danaë

Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht besudt einen ausländischen Bankier. An der Wand des Zimmers hängt eine Kopie nach Titians „Danaë“. Schacht, der die Sage nicht kennt, erkundigt sich, was das Bild vorstelle.

„Das ist die griechische Fürstentochter Danaë“, erklärte der Hausherr. „Ihr Vater hat sie in ein ehernes Verließ, eine Art Tresorraum, eingesperrt, weil sie keine Kinder bekommen soll. Aber Zeus, der Oberste der Götter, dringt gleichwohl als goldener Regen ein, das Gold bedeckte Danaës Körper, und das Unglück ist fertig.“

Hjalmar gefällt die Geschichte offenbar nicht, denn er wiegt müßwilligend sein Haupt auf dem Giraffenkragen:

„Ganz mit Gold gedeckt? Hätt ich nicht getan. Vier Prozent Golddeckung genügen doch auch!“ Muckl.

Die „Don-Juan“-Partitur

Die Prager Mozarti-Gemeinde konnte dieser Tage bei einer Versteigerung in Berlin die Partitur von Mozarts „Don Juan“ erwerben, die bei der Uraufführung im Prager Ständetheater verwendet worden ist. Die Partitur, die um 1950 Mark erworben wurde, enthält eigenhändige Bemerkungen von Mozart und Smejzna.

Nur eine Pachtei

Eine Front nur gibt es, Genossen,
Nur eine Fahne, aus Blut das veran.
Uns führen die Toten, die kämpfend erschossen,
Es schreiet uns Koloman Wallich voran.

Sie fragen uns nicht nach den Mitgliedsbüchern,
Sie wollen den Mut und nicht unser Geld.
Sie wollen die Hände, die schwielenerzehrten,
Der einzigen Arbeiterklasse der Welt.

Wer nicht auch sein Blut wagt, der wird nicht gewinnen,
Die eieg Geduckten verlieren den Krieg.
Männer sind besser als käufliche Stimmen,
Prolet, deine Fäuste entscheiden den Sieg.

Das ist der Weg, den die Toten uns weisen:
Einig und mutig und kampfbereit.
Und nur wer kämpft bis die Ketten zerreißen,
Der findet den Weg in die kommende Zeit.

Kurt Dobbert

Civis

Ein aussterbender Begriff

Dem Untertanen des „dritten Reiches“, der einmal über die Grenze nach Holland gelangt, fällt nichts so sehr auf, als daß alles dort in Zivil herumläuft. Man kann z. B. stundenlang durch Amsterdam wandern, ohne einer anderen Uniform zu begegnen als der eines verkehrstegeleitenden Schutzmannes. Wer als Post- oder Trambahnangestellter im Dienst eine Uniform zu tragen hat, der wechselt sie, so bald seine Freizeit beginnt, schleunigst mit dem Straßenanzug.

In Deutschland dagegen stirbt der Zivilist aus. Zivilist... Ist jemand schon einmal aufgefallen, daß die Worte Zivilist und Zivilisation beide von dem gleichen Stamm abgeleitet werden? In beiden steckt das lateinische „civis“, das ist der Bürger, nicht in der Bedeutung des Bourgeois, sondern des stimm- und gleichberechtigten Staatsbürgers.

„Civis Romanus sum“ — „Ich bin ein römischer Bürger“. Das war das Stolzeste, was ein Mensch des Altertums von sich sagen konnte. Das bedeutete: niemand darf willkürlich mich antasten, anspeitschen oder foltern. Kein zum Tode verurteilter Civis Romanus durfte hingerichtet werden, bevor er nicht von dem Recht der Berufung an die Vollbürger-versammlung Gebrauch gemacht und diese das Urteil bestätigt hatte. Das „civis Romanus sum“ war ein Stück Zivilisation der antiken Welt.

Wehe dem, der sich über das Berufungsrecht eines Civis Romanus hinwegsetzte! Selbst ein Mann von der Popularität des großen Reducis Cicero mußte das erfahren. Als Konsul des Jahres 63 v. Chr. hatte Cicero bei der Aufdeckung der Verschwörung Catilinas die beiden Catilinarier Lentulus und Cethegus unter Mißachtung der Berufungsrechte hinrichten lassen. Ein feierlicher Beschluß des antirevolutionären Senates hatte ihm dabei den Rücken gedeckt. Aber es half ihm nichts: das Recht der Verurteilten, an das Volk zu appellieren, war nicht gewahrt worden, und fünf Jahre später mußte Cicero, um selber einer Verurteilung wegen dieser Willkürmaßnahme auszuweichen, in die Verbannung gehen. Sein Haus wurde dem Erdhoden gleichgemacht. Das hieß in den Zeiten der römischen Republik: civis Romanus sum!

Heute gibt es in den Diktaturländern keinen Civis mehr. Der Zivilist ist zum minderwertigen Wesen gegenüber dem Uniformierten, der Staatsbürger zum wehr- und rechtlosen Untertanen geworden, die Prätorianergarde des Diktators darf einen jeden einsperren, foltern und morden: der Ruf „civis sum!“ wird mit Hohnelächeln von ihr beantwortet. Die Zivilkurage ist ein unbekannter Begriff geworden. Bürger mit Zivilkurage gibt es in weniger Exemplaren als Wisente in Zoologischen Gärten. Und mit dem Civis, mit dem Zivilisten, mit der Zivilkurage stirbt langsam die — Zivilisation!

Julius Civilis.

Odal

Kein Mundwasser, sondern ein Geheimnis

„Die 1932 vom jetzigen Reichsernährungsminister Datzé begründete Monatschrift unter dem Namen „Odal“, Monatschrift für Blut und Boden“, die „NS-Landpost“ bemerkt zu diesem Namen, er weist klar und unmißverständlich den Weg, den die Zeitschrift gehen werdei denn der Odalsbegriff sei der Schlüssel zum Verständnis des bäuerlichen Wesens der Germanen.“ („Frankf. Ztg.“)

Zeit-Notizen

Der religiöse Tanz

Das ethnographische Museum des Trocadero in Paris bereitet eine Ausstellung „Der religiöse Tanz“ vor, die Anfang Juni eröffnet werden soll. Die Idee dieser Ausstellung geht von Professor Curt Sachs aus, der sich als Verfasser eines Buches über den Tanz einen Namen gemacht hat. Die Ausstellung wird zahlreiche interessante Dokumente aus der Geschichte des Tanzes enthalten, sie wird einen Ausschnitt durch die Jahrhunderte und die Kontinente bieten und damit einen äußerst wertvollen Beitrag nicht nur zur Geschichte des Tanzes, sondern auch der bildenden Kunst und des Theaters liefern.

Schlösser als Zensor

Auf Einspruch des Reichsdramaturgen fand die für Freitagabend angesetzte Erstaufführung des Stückes „Der Prozess Mary Dugan“ im Theater am Horst-Wessel-Platz nicht statt. Die Aufführung des Stückes wurde für bedenklich erklärt.

Bürgermeister als Filmstar

Wie aus London verlautet, sind dem früheren Newyorker Bürgermeister Jimmy Walker mehrere Angebote für sein Auftreten auf der Leinwand gemacht worden. Er hat sie alle angenommen und wird in nächster Zeit in drei amerikanischen Filmen als Star erscheinen.

Spuk im Hinterhof

Ein Erlebnis von Oskar Maria Graf

Bislang habe ich immer geglaubt, nur auf dem Lande, auf verstaubten Gassen, in verfallenen Häusern und uralten Fenstern, in Sämpfen und einlamen Torstüben würde so etwas wie Spuk vielleicht noch möglich sein. Voriges Jahr im Herbst aber habe ich ein ähnliches gruseliges Erlebnis auch in der Stadt gehabt.

Das war in einer noch ziemlich lauen Oktobernacht. Am Himmel leuchtete zwar der Mond, doch er verschwand immer wieder hinter den dunklen, massigen Wolken, die der Wind dahertrieb. Ich saß vor meiner Schreibmaschine im Atelier bei offenem Fenster und arbeitete ungerührt. Ab und zu hörte ich die Tramdbahn läuten und surren, entfernte Autos tüteten, langsam jedoch wurde es still und stiller und schließlich meinte nur mehr der Wind im verlassenen Hof. Dieser Hof, in welchem sich die Werkstätten etlicher Gipsformatoren befinden, ist der hinterste und verdogenste. Man muß von ihm aus zuerst durch den Torgang des Mittelhauses und kommt in den Vorhof; hat man diesen durchschritten, muß man wiederum durch den Torgang des Vordergebäudes und gelangt endlich auf die Straße. Ich kann also sagen, daß ich ziemlich verdeckt wohnte. Keine Glocke führte zu mir, kein Brief- und Telegrammbote erreichte mich nachts, niemand.

Mit diesem Hof habe ich übrigens vor Jahren einmal eine sehr nette Geschichte erlebt und ich muß sie erzählen, weil sie mit dem Nachfolgenden ein ganz klein wenig was zu tun hat. Nämlich einmal — es befand sich damals in einer Werkstätte noch das Büro — hörte ich tief in der Nacht unter meinem Atelier Männerstimmen und leuchtete zum Fenster hinunter.

„Was ist denn los!“ fragte ich, und drei Männer antworteten, sie seien Büroangestellte, ob ich so gut sein möchte, sie beim Haustor hinauszulassen. Sie hätten bis jetzt an der Bilanz gearbeitet und haben keinen Schlüssel.

„Na, bitte, warten Sie,“ sagte ich, schlüpfte in eine Toppe, ging hinunter und ließ die drei also aus dem Haus.

Am anderen Tage in der Frühe weckte mich ein aufgeregtes Geräusch der Gipsformatoren. Ich horchte genauer und erfuhr dadurch, daß in der vergangenen Nacht im Büro eingebrochen worden war. Dreihundert Mark, viele Briefe und Invalidenmarken hatten die Diebe erwischt und — ich hatte ihnen arglos das Haustor aufgeschlossen. Es läßt sich denken, daß ich seit dieser Zeit vorsichtiger war, wenn gleich die Gipsformatoren kurz darauf ihr Büro in ihre Wohnung verlegten und in den Werkstätten nichts mehr zu holen war.

In jener windigen Oktobernacht vorigen Jahres nun hörte ich auf einmal ein sehr verdächtiges, ratterndes Geräusch, das sich unregelmäßig wiederholte. Ratternd nähm ich die Zugalpe, ging ans offene Fenster und leuchtete hinab in den Hof. Da plötzlich flog etwas großes Schwarzes kaum meterhoch über mich weg durch die Nachtluft. Flog, gab einen seltsam schwirrenden Laut von sich

und — *ff-rr-ff-rr* — war es weg. In meiner Bestürzung mußte ich mir nicht gleich zu helfen, zitterte leicht, und jetzt, als ich endlich imstande war, in die Richtung zu leuchten, in welche das gruselige Ding geflogen war, sah ich es nicht mehr, hörte aber wieder das Rattern. Es war fast so, als steige ganz hinten jemand über die mannhohle Mauer. Ich besann mich kurz, dachte hin und her, rief etliche Male in das Dunkel, suchte mit meiner Lampe herum — still war es wieder. Nichts entdeckte ich.

Ich überlegte: „Eine Rabe kann es nicht gewesen sein. Die fliegt doch nicht. Und für einen Vogel war das Ding viel zu groß... Und ein Mensch?... Dummes Zeug. Unsinn!... Du hast dich geirrt, bist überreizt.“ Trotz alledem konnte ich mir aber trotzdem nicht ausreden, daß ich trotz alledem etwas gesehen hatte, fand keine einleuchtende Erklärung und — weiß der Teufel — es ließ mir auf einmal kalt über den Rücken hinunter. Ich schloß das Fenster und schlug den Vorhang vor.

„Quatsch! Blödsinn!“ schimpfte ich mich schließlich selber. „Und im übrigen, was geht das mich an... Mein Haus ist nicht, mögen sie da drunten machen, was sie wollen.“ Ich ging abermals an die Schreibmaschine und arbeitete mit Gewalt weiter. Nach einer Weile wurde ich wieder ganz ruhig. Nach einigen Stunden hatte ich die Sache wieder vergessen. Draußen heulte der Wind jetzt viel häßlicher. Ich nahm wie gewöhnlich meine Briefe und wollte sie zum Postkasten bringen. Während ich über die Stiege hinunterging, fiel mir plötzlich das schwarze Ding wieder ein und ein leichtes Gruseln stieg in mir auf. Ich trat aus der Tür des Atelierhauses. Der Mond stand halb hinter den Wolken und entschälte sich langsam. Der Wind blies heftig kreisend. Ich ging mit schnellen Schritten auf das Tor des Mittelhauses zu, dessen einer Flügel weit offen stand und da — entsetzlich — hörte ich plötzlich hinter mir wieder dieses Schwirren in der Luft, drehte mich um, schaute auf und sah das schwarze, gruselige Ding direkt auf mich zufliegen. Ich jagte mit einem wilden Schrei hinter den Torflügel, säufte mit aller Kraft, die ich aufbringen konnte, meine Hände und blieb starr in meinem Versteck stehen. Mein Herz froste und schlug alsdann trommelnd, ich zitterte wie Espenlaub und wagte kaum zu atmen. Das Schwirren kam näher — *ff-rr-ff!* tat es — einen harten Schlag an die Außenwand des Torflügels hörte ich, dann ratterte es fragend und war still. Wie gelähmt stand ich und konnte keinen Laut hervorbringen, keine Bewegung machen. Meine Briefe waren mir aus der Hand geallten, ich spürte Eisigkeit in allen Gliedern und brauchte eine gute Weile bis zur nächsten Ueberlegung. Ich horchte und horchte. Still, gruselig, fast still war es. Ich ermannete mich endlich und schob mich ganz leise an den Rand des Torflügels, bog meinen Kopf über die Kante und — was glauben Sie, was ich sah? Ein aufgespannter Regenschirm lag auf dem Boden und schaukelte leicht hin und her.

Eine merkwürdige Völkerwanderung

Das Jahr 1727 kann man als den Beginn einer Völkerwanderung unter den Ratten bezeichnen. Wie die Menschheit in bestimmten Wellen von Aien aus um den Erdball zog, so haben es auch die Ratten getan. Von Asien aus wanderten sie kreuz und quer durch Russland. Sie machten das nicht zu Fuß, sondern sie fuhren bequem auf den Wolgaschiffen. Sie schlichen sich in die Bauerwagen, sie reisten mit dem Gepäck der Soldaten und manchmal fuhren sie sogar Postkutsche. In Ostpreußen trafen die ersten Wanderratten vor hundertachtzig Jahren ein, nämlich im Jahre 1750. Je weiter sie nach Westen kamen, umso bequemer wurde das Reisen. Ein Jahr nach ihrer Ankunft in Ostpreußen richteten sich die ersten Wanderratten in den Häusern von Berlin ein, und noch ein Jahr später sahen sie auch in Paris. Besonders schön fanden es die Wanderratten in den Hafenstädten. Dort gibt es große Lagerräume, die schwer zu übersehen sind und wo soviel Eßbares aufgeschapelt wird, daß keine Ratte Nahrungsforgen für ihre große Familie zu haben braucht. Mit den Warenballen zogen die Wanderratten dann auch auf die Schiffe. Manchmal kletterten sie in der Nacht die Ankerbojen empor, oder sie schwammen einfach hinüber und sprangen dann die Schiffstreppe hinauf. Nun gibt es im unteren Teil des Schiffes stets ein paar Hohlräume, die so eng sind, daß kein Mensch hinein kann. Das sind die richtigen Plätze für die Wanderratten. Dort legen sie sich ihre Kister an und dann fliegen ein paar von ihnen im Jahre 1775 in den Vereinigten Staaten aus. Das sind die Ahnherrn des Milliarden-Volkes der amerikanischen Ratten geworden. Je umfangreicher der Weltverkehr wurde, umso leichter hatten es die Ratten nach Australien, auf die Inseln der Südsee, nach Kapland und nach Feuerland zu gelangen.

Überall, wo die Wanderratte auftaucht, ging es nun der Hausratte schlecht. Die Wanderratte ist stärker und furchtbarer. Da sie nicht aus Indien, sondern aus Zentralasien stammt, ist sie an kalte Winter gewöhnt. Wo die Wanderratten den Hausratten begegneten, fielen sie über die schwächeren Artgenossen her und ermordeten sie. In einem halben Jahrhundert erst haben die neuen Eindringlinge die Hausratten zum Beispiel in England nahezu ausgerottet. Auch in Deutschland ist es den kleineren Hausratten schlecht gegangen. Aber in warmen Ländern konnten sie sich gegen die Wanderratten verteidigen, und auch auf den Schiffen sind sie noch sehr häufig. Sie können nämlich besser klettern als die Wanderratten.

Museum der „Feuchten“ in New-York

Die eifrigen Anti-Prohibitionisten haben beschlossen, ein Museum zu schaffen, das späteren Generationen das Unglück der „Dex Volkstead“ in den Vereinigten Staaten vor Augen halten soll. Man wird in dem ersten Saal alle Gegenstände zu sehen bekommen, die dazu gedient haben, den Alkohol an der Nase der Polizei vorbei in das „trochew“ Amerika zu bringen. In einem zweiten Saal will man die größeren „Werkzeuge“ unterbringen: Panzerautos, von den Bootleggern benutzte Maschinengewehre, Feuerwaffen aller Kaliber, usw. In einem dritten Saal, der mit schwarzen Samt ausgeschlagen werden soll, werden die Besucher zahlreiche Statistiken finden, die beweisen, daß das trockene Regime die Kriminalität des Landes um 100 Prozent erhöht hat; ferner eine Liste der gefallenen Gangster und der im Laufe dieser tragischen Kämpfe getöteten Polizisten. Zum Schluß wird man dort noch eine Liste der Namen finden, deren Träger Opfer der durch die skrupellosen Händler heimlich verlaufenden Ertrag-Alkoholgetränke geworden sind. Der letzte Saal endlich wird „Baby Lindbergh“ und den anderen berühmten Raubaffären gewidmet sein.

Nach fünfzehn Jahren

Paderewski, der berühmte Pianist und ehemalige polnische Ministerpräsident, will sich zum ersten Mal nach fünfzehnjähriger Abwesenheit wieder in sein Vaterland begeben. Er will Anfang Juni nach Polen fahren, um dort einem Sportkampf zwischen den Provinzen Polen und Pomerellen beizuwohnen. Paderewski hatte Polen im Jahre 1919 verlassen, nachdem er auf seine Funktionen als Ministerpräsident nach vorausgegangener Unstimmigkeit mit dem Marschall Pilsudski verzichtet hatte, und war seither immer im Ausland geblieben. Im Jahre 1930 hatte ihn die polnische Regierung eingeladen, an der Einweihungsfeierlichkeit eines Denkmals zu Ehren Woodrow Wilsons teilzunehmen, aber er hatte diese Einladung nicht annehmen können, da seine Frau damals krank lag. Was seinen bevorstehenden Besuch im Juni anlangt, so weiß man noch nicht, ob er nur einen privaten Charakter tragen wird oder ob der ehemalige Chef der polnischen Delegation auf der Friedenskonferenz offiziell vom Präsidenten der Republik und vom Marschall Pilsudski empfangen werden wird.

H. G. Wells klatscht

In London wurde vor geladenem Publikum der russische Film „Oktobor“, inszeniert von Eisenstein, zur Vorführung gebracht. Das Publikum, Angehörige der höchsten englischen Gesellschaft, klatschte begeistert. Man geriet förmlich in eine revolutionäre Stimmung, die ja in den tiefen Fauten eines Kinos nicht weiter gefährlich ist. Besonders der Schriftsteller H. G. Wells gehörte zu den Begeisterten. Da nun aber nach guter englischer Sitte nach jeder Vorführung die Nationalhymne „God save the King“ ertönt und vom Publikum stehend applaudiert wird, mußte auch nach diesem kommunistischen, dokumentarischen Film die englische Nationalhymne erklingen. Das Publikum, eben noch revolutionär, wurde plötzlich wieder königstreu und besonders Mr. H. G. Wells sparte nicht mit seinem Beifall...

„Weißt du schon: Die Deutsche Arbeitsfront zählt jetzt 23 Millionen Mitglieder. Dr. Len hat's gesagt.“
„Dr. Len? — Dann ist es tatsächlich nur 11 1/2 Millionen.“
„Wie?"
„Na, der hat sie doch sicher alle doppelt gesehen.“
Rudi,

Beschwörung

Von Bruno Walter

Am Grashang zwischen Alee und Haser stehen alte Kirschbäume. Aus ihrem Schatten blickt man hinab ins Tal. Weit übersehbar liegt die Stadt im Dunste des Sommers, aus dessen stummer Bläue die Türme sich erheben. Wenn man die Augen blinzeln läßt, verliert sich die Stadt in unbenennlichen Gestaltungen. Es bleibt nur das breite, blaue Tal mit dem Silberband des Stromes, und dann kann man sich Tal und Höhen so vorstellen: noch unbewohnt, eine in sich beruhende Landschaft, dunkel von Feuchte und Fruchtbarkeit. Man kann sich den Zug wandernder Völker vorstellen, barbarische Scharen, von Osten über die Hochebene kommend; ihre Vortrupps erreichen den Hügelrand und schauen überrascht hinab in das weitgeöffnete Tal; fast hört man sie schreiend niedersteigen...

Mit blinzeln den Augen kann man Geschichte visionär sich vollziehen lassen im blauen Flimmern. Und wenn man die Augen langsam öffnet, ertönt aus dem Stirrenden Zueinander von Blau, Grün, Braun und silbernem Glänzen die Stadt, wie sie heute ist, für den Beschauer hier oben lautlos, in Frieden atmend und ruhend wie in endgültiger Gestaltung längs des geschwungenen Stromes, ruhend nach schweren Kämpfen, die nun Historie vergangener Jahrhunderte sind, mit dem Blute der Völker geschriebene Geschichte.

Die Vision macht die Stille und Einsamkeit um die Kirschbäume am Hang noch fühlbarer, tiefer und ferner allem menschlichen Tun. Die Bäume legen im Winter den blauen Schatten ihrer knorpeligen Äste auf den Schnee; sie blühen im Frühling, duftende Wolken aus weißen Blüten, mit dem Brausen der Bienen um alle weißen Büschel. Sie füllen dann die kleinen Räume in ihrem Gezweig mit sommerlichem Laub.

Und nun ist Ernte. Die Kirscheln sind reif geworden. Für einige Tage sind die alten Bäume herausgenommen aus ihrem selbstgenügsamen Dasein. Menschen haben sie mit Leitern und Stangen umhüllt wie mit Gerüsten und die Pflücker steigen in die fruchtbehangenen Lauben der Bäume.

Ich komme den Kirschbäumen entgegen und sehe schon aus der Entfernung, wie Blätter, unter den Händen der Pflücker gelöst, niederrieseln, laut und ergeben wie eine willige Geistes des Baumes.

Den Weg herab kommen zwei etwa zehnjährige Mädchen. Sie tragen gemeinsam am gebogenen Henkel einen runden Korb voll Kirscheln. Es sind barfüßige Dorfmädchen, gesund, pausbäckig und fröhlich. Ihre Gesichter leuchten rot bemalt. Sie haben Kirscheln geessen, Kirscheln, Kirscheln. Die Fülle nahm kein Ende und sie waren satt. Kleine runde Bäuche haben sie sich angeeignet; mehr essen konnten sie nicht. Was aber sollten sie tun, um des Ueberflusses inne zu werden? Da haben sie, von der Fülle befallen gemacht, Kirscheln zerquetscht und mit dem Saft sich die Gesichter bemalt wie Indianer. Sie lachen mir entgegen über den Spas, den es ihnen macht, so beschmiert zu sein. Es ist so herrlich, mehr zu haben, als man braucht, in Fülle zu leben, verschwenden

zu können. Die Gesichter strahlen es in die Welt: es gibt Früchte im Ueberfluß!

Vorhin im Dorfe standen zwei junge Frauen, mit dem Säugling auf dem Arm die eine, gesegneten Leibes die andere. Vor zwanzig Jahren, als die beiden Frauen so alt gewesen sein mögen wie der Säugling jetzt, brach der Weltkrieg aus. Es kamen Jahre der Kargheit, der Entbehrung, des Dardens, Jahre tiefer Not. In Ueberfluß gab es nur Leid und Tränen. Die Welt sank nach Blut, nach Pulver und Verwundung. Der Segen der Felder rann zusammen zu schmalen Bissen, der Bruder neidete dem Bruder die Schnitte Brot; eifrige Professoren berechneten den Nährwert des Strohes für Menschen. Jede Kirschle wurde gezählt und die Früchte der Bäume verwandelt sich in den Fabriken zu einem Gemisch aus Rüben und Früchten und Farbe zu fragwürdiger Marmelade, die, verhasst und begehrt zugleich, das zugerichtete Kriegsbrod nicht nahrhafter machte.

So mar es damals. Und angefüllt des Fruchtlegens ringsum überkommt einen die Angst, daß das furchtbare Elend wiederkehren könnte. Der Blick schweift über das Tal, über die Stadt im blauen Dunst, — böse Geister, blutgierige Dämonen harrten umher...

In manchen Gegenden läßt der Bauer auf dem letzten Roggenstängel in der Feldede ein Büschel Halme stehen, auf Obstbäumen läßt er die letzten Früchte hängen; jetzt ist das nur noch ein „Brauch“, früher geschah es zur Beschwörung der bösen Geister, als Opfer für die guten. Primitive Völker fühlen sich noch vielaktiger von Dämonen bedroht. Die sie in fantastischen Maskentänzen beschwören. An solche Masken erinnern die farbigen Gesichter der beiden Mädchen. Es sind schuldlose Kinder, beglückt von der Fruchtfülle, die sie verschwendend durften. Wäre doch die Bemalung mit dem Saft der Kirscheln eine Beschwörung, wirksam genug, um ihnen den Segen der Jahreszeiten zu bewahren, böse Dämonen zu bannen und die apokalyptischen Reiter, Hunger und Seuche, Krieg und blutigen Tod für immer von allen Fluren der fruchttragenden Erde abzuwehren! Welch glückliche Verheißung wäre das Tuchen auf den farbigen Gesichtern fröhlicher Kinder für alle Dörfer und Städte, die im flimmernden Dunst des Sommers atmen!

Der elektrische Mann

Die griechische Presse widmet lange Artikel dem seltsamen Fall eines jungen Studenten der juristischen Fakultät, genannt Panajotis Culumvachis, im Alter von 25 Jahren. Dieser junge Mann besitzt in der Tat die Fähigkeit, gewöhnliche elektrische Lampen anzuzünden, indem er sie in der Hohlhand seiner Hand oder an irgendeiner anderen Stelle seines Körpers hin und her reibt. Dieser Phänomen ist offiziell in einer Sonderstudie der griechischen Gesellschaft der Wissenschaften untersucht worden. Man steht vor einem menschlichen Rätsel.

Strassburger Wochenbericht

Strassburg, 8. Juni 1934.

Das Volk freut sich

Rund um Strassburg steht die „Meßti“ jetzt in vollster Blüte. In einigen Vororten wurden diese Volksfeste bereits mit allem Zauber gefeiert, andere rüsten auf Meßti, das große Volksfest des Jahres. Die Schausteller haben jetzt gute Zeit. Von einem Ort zum andern verpflanzen sie ihre leichten Zelte, die Schiffschaukel, Karussells, Schießbuden, Zuckerbuden und Raritätenkabinette. Und überall, wo sie für ein paar Tage die bunten Zeltstädte errichten, streicht die Jugend ahnungslos schon bei den Vorarbeiten um die Kisten und Kasten, Wagen und Camions, mit denen die Schätze dieser bunten Zauberwelt befördert werden. In vielen Strassburger Vororten und Stadtteilen ist der Meßti (Meßtag) mit einem Umzug verbunden. Unter Vorantritt trachtenmäßig kostümierter Musikkapellen zieht dann die feiernde Jugend durch die Straßen, treibt allerhand harmlosen Unfug, tobt sich nach Herzenslust aus und vergißt auch nicht in den vielen Wirtschaften tüchtig dem Tanze zu frönen sowie den Genüssen eines guten Trunkes, bestehe er nun aus dem trefflich mündenden einheimischen Wein oder aus dem schmackhaften heimischen Bier, sich hinzugeben. Doch nicht nur dem Vergnügen gelten die Meß-Tage, sie werden von der Landbevölkerung auch zu den Einkäufen aller Art ausgenützt. Viele nützliche und preiswerte Dinge gibts an reich ausgestatteten Ständen zu kaufen. In diesen Tagen herrscht dann

Pension Tel Awiw Strassbourg
verlegt vom Ho on Steg nach Alter Fischmarkt 15
MITTAGSTISCH AB 6.— FR.

ein lebhaftes Treiben auf den Meßplätzen der verschiedenen Stadtteile. Die Jugend kostet die Volkabelustigungen, die ihr geboten werden, bis zur Neige und die Alten finden ihre Freude im passiven Zuschauen oder im Einkauf nützlicher Dinge. Für den Städter aber bedeutet der Ausflug zu einem Meßti immer ein besonderes Erlebnis, das der Verbundenheit von Stadt und Land einen reizvollen Ausdruck verleiht.

Der Zirkus ist da

Auf dem Börsenplatz etablierte sich über Nacht der große Zirkus Pinder, der mit seinen vielen Attraktionen in diesen Tagen das Strassburger Publikum in Spannung hält.

Wirklich Stierkämpfe?

Durch die Zeitungen geht die Nachricht, daß anlässlich der Johannismesse am 24. Juni in einer besonderen Arena auf dem Wacken Stierkämpfe stattfinden sollen. Das Comité des Festes de la Ville Strassburg beschloß, diese Stierkämpfe zu organisieren. Einzelheiten wird man demnächst erfahren.

Der Kampf gegen die Teuerung

Eine der ersten Maßnahmen der Kommission, die sich im Sinne einer Regierungsverordnung des Kampfes gegen die Teuerung angenommen hat, ist die Wiedereinführung der Festsetzung der Fleischdetailpreise. Der Maire erklärte in der kürzlich abgehaltenen Gemeinderatssitzung, daß man im vergangenen Jahr die Taxierung der Fleischpreise aufgehoben habe in der Annahme, die Metzger würden dann billiger verkaufen. Dieser Versuch sei aber in allen Teilen negativ verlaufen, so daß man sich jetzt wieder habe entschließen müssen, die Festsetzung von Höchstpreisen vorzunehmen.

Hans-Adalbert von Maltzahn

ein Mittler deutsch-französischer Kultur

† 4. Juni 1934

Von Dr. Magnus Fritschfeld (Paris)

In der Nacht vom 4. zum 5. Juni 1934 starb in dem alten Pariser Hospital am Bois de Boulogne, das den Namen des großen französischen Arztes Ambroise Paré trägt, der deutsche Schriftsteller und Baron Hans-Adalbert von Maltzahn, im kaum vollendeten 40. Lebensjahr.

Die Leser der „Deutschen Freiheit“ kennen ihn als den Verfasser der „Pariser Theaterrevue“. Aber er war mehr als der esprit- und kenntnisreiche Pariser Theaterkritiker deutscher Sprache: Er war ein Mittler deutscher und französischer Geistigkeit, wie sein mühsames Eintreten für Paul Raunau zeigt, den Verfasser des auch in Deutschland viel geliebten „Grab des unbekannten Soldaten“, dessen „Francerie“ Maltzahn unter dem Titel „Die Marne“ mehrheitlich ins Deutsche übertrug.

Als Künstler und Lebensgenosse war Maltzahn ein Nachfahre der Größen der Pariser Bohème, der Charles Baudelaire, Paul Verlaine, und Arthur Rimbaud, die alle wie er im jugendlichen Alter verblühten, weil ihr Organismus dem Leben, das sie liebten, nicht gewachsen war. Diese Seelenverwandtschaft zeigt in wie höherem Grade Wesen und Weg des Menschen vom Individualismus als vom Kollektivismus abhängig sind. Denn Hans-Adalbert von Maltzahn war, um in der Sprache des „dritten Reiches“ zu reden, dessen Intoleranz und Elitismus er im Tiefsten verabscheute, durch und durch ein nordischer Arier aus altpreussisch-ritterlichem Geschlecht.

Sein Vater war Oberst eines Kavallerie-Regiments der Garde, im Kriege hoher General, der aus seinem einzigen Sohn durchaus einen Kriegshelden machen wollte, wozu der gute Hans-Adalbert aber nicht die geringste Lust verspürte. Es entstand ein ähnllicher Konflikt wie zwischen Friedrich dem Großen, als er noch junger Kronprinz war, und seinem Vater, dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. Wie dieser, fand der alte Maltzahn seinen Sohn nicht hart genug, allzu weiblich poetisch-schwärmerisch, während der Sohn den Vater zu großschalig, streng und pottdamisch empfand.

Im Verlauf dieses Konflikts lernte ich Hans-Adalbert vor etwa 20 Jahren kennen. Ich sehe ihn noch vor mir in seiner schmutzigen Manensmütze, in der er ungewöhnlich hübsche Jünglinge noch mädchenhafter erschien, als er ohnehin war. Schon damals gehörte seine ganze Leidenschaft dem

Markthalle und Festsaal in Neudorf

Der Gemeinderat beschloß prinzipiell die Errichtung einer Markthalle in Verbindung mit einer Festhalle in dem aufstrebenden Stadtteil Neudorf, dessen Einwohnerzahl bereits weit über vierzigtausend hinausgeht. Mit diesem Beschluß wird einem lange gehegten Wunsch der Neudorfer Bevölkerung Rechnung getragen.

Das böse Ende eines Schäferstündchens

Starker Weingenuß und Liebessehnsucht umnebelten einem Gipsar aus einem Strassburger Vorort die Sinne, als er sich in später Stunde von einer achtzehn Jahre alten Schönen aus der Altpitalgasse zu einem Schäferstündchen an den Quai Pasteur entführen ließ. Dort angelangt mußte er zu seinem Schrecken wahrnehmen, daß es der schönen Liebesdienerin nicht auf das süße Erlebnis in lauer Sommernacht unter schattigen Platanen ankam, sondern auf wesentlich realere Dinge. Denn plötzlich erschienen zwei wenig vertrauenswürdig aussehende Gestalten, die den ahnungslosen Liebhaber überfielen und ihn seiner Barschaft beraubten. Er erstattete Anzeige. Das saubere Kleeblatt, die „Dame“ und ihre zwei „Kavaliere“ wurden in die Fadengasse eingeliefert. Bei dieser Gelegenheit gibt die Polizei bekannt, daß sich solche Raubüberfälle in der letzten Zeit häufiger ereignen, die Überfallenen jedoch aus begrifflichen Gründen meist von einer Anzeige absehen.

Für 170 000 Franken Schmuckgegenstände gestohlen

In der Nacht zum Mittwoch zertrümmerten Diebe, die mit einem Auto vorfuhren, die Schaufenster der Bijouterie Keltz in der Meisengasse und erbeuteten Schmuckgegenstände im Werte von 170 000 Franken. Die gleichen Diebe raubten in der selben Nacht auch das Schaufenster einer Radiohandlung aus, wo sie für etwa 20 000 Franken Beute machten. Es handelt sich bei den Einbrechern, die unerkannt entkommen konnten, vermutlich um die gleichen Gesellen, die vor einigen Tagen die Bijouterie Voltz im Gerbergraben plünderten.

Unangenehme „Landsleute“

Vor einigen Tagen wurden zwei Deutsche festgenommen, die eine große Reihe raffinierter Mansardendiebstähle auf dem Kerbholz haben.

Sie lesen die
„Deutsche Freiheit“
in Strassbourg
in folgenden Gastwirtschaften:

- „Au Poilu de la Marne“ (Weißturmstraße)
- „Schnokoloch“ (Weißturmstraße)
- Brasserie au Grenadier (Langstraße)
- Brasserie „Goldene Kette“ (Langstraße)
- Brasserie „Miroir“ (Langstraße)
- „Zur Glocke“ (Schwesterngasse)
- Brasserie „Au batelier“ (Schiffleutstaden)
- Pension Tel Awiw (Alter Fischmarkt 15)

Bevorzugen Sie diese Lokale bei Ihrem Besuch in Strassbourg!

Kleine Tageschronik

In der Kronenburger Straße verübte ein junger Mann in der Nähe der Eisenbahnbrücke durch Erschießen Selbstmord. Die Personalien des Toten konnten noch nicht ermittelt werden. — In den Grands Moulins stürzte bei Reparaturarbeiten ein Schlosser aus vier Meter Höhe von einem Gerüst. Mit schweren Verletzungen wurde er ins Krankenhaus verbracht. — In der Laubgasse in Königshoffen stürzte ein 21 Monate altes Kind vom Balkon aus fünf Meter Höhe auf die Straße. Es war sofort tot. — In der Nähe von Illkirch fuhr ein Motorradfahrer gegen ein Camion. Der Fahrer kam unter das Rad zu liegen, dessen Tank explodierte und zog sich so schwere Brandwunden zu, daß er starb. — In der Abtreibungsfalle Redelsberger werden noch sieben weitere Personen unter Anklage gestellt. Die Angelegenheit dürfte noch diesen Monat vor Gericht verhandelt werden. — Das Schwurgericht des Bas Rhin tritt am 2. August in Strassburg zu einer Sitzung zusammen.

Grüße aus dem „dritten Reich“

Etwa 150 Hitlerleute in Uniform veranstalteten in der Nähe des „Rohrschollen“ auf dem rechten Rheinufer ein Nachtmanöver, das von der klassischen Seite aus sehr gut zu beobachten war. Auch als die Dunkelheit keine Beobachtung mehr zuließ, konnte man die Kommandorufe sehr gut verstehen und die verschiedenen Lichtsignale wahrnehmen. Die Übungen dauerten bis in den beginnenden Tag hinein. Begreifen die Naziführer nun, warum man hier von ihren Friedensbeteuerungen nichts hält?

Konzerte in der Orangerie

Während der stillen Zeit im Musikleben der Stadt werden in der Orangerie regelmäßig Symphoniekonzerte des städtischen Orchesters durchgeführt, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Das Konzert am vergangenen Mittwoch verzeichnete guten Besuch und gefiel durch ein mit Geschmack zusammengestelltes Programm. E. D.

80-jähriger Revolutionär

Am 7. Juni begeht einer der ältesten lebenden Vorkämpfer der russischen Revolution, Nikolai Alexandrowitsch Worosow seinen 80. Geburtstag. Worosow war einer der Führer der Partei „Korobnaja Wolka“ und hat 29 Jahre seines Lebens in Gefängnissen und Verbannung zugebracht. Mehr als 20 Jahre saß er auf der Festung Schlüsselburg in Einzelhaft. Seine Studien auf dem Gebiete der Chronologie und Mathematik, die er im Gefängnis begann, haben große wissenschaftliche Bedeutung. Er ist seit einigen Jahren korrespondierendes Mitglied der Akademie der Sowjetunion.

Der russische S'aa'verlag

Kürzlich beging der Staatsverlag der KESSEL „S'aa“ das Jubiläum seines fünfzehnjährigen Bestandes. Dieser größte Verlag der Sowjetunion ist gleichzeitig das größte Verlagsunternehmen der Welt. Er veröffentlicht von dem im Laufe der letzten 15 Jahren in der Sowjetunion erschienenen 5 Milliarden Schriften nahezu die Hälfte (2,76 Milliarden Exemplare). Seine Verlagsleistung umfaßt 104 221 Büchertitel. Das ist zweimal so viel als die gesamte Buchproduktion des zaristischen Rußland in 50 Jahren betrug. Ueber die Tätigkeit der anderen Verlage kann man sich ein Bild machen, wenn man berücksichtigt, daß in den Sprachen der verschiedenen Nationalitäten allein 1931 46,4 Millionen Bände erschienen sind. Gerade diese letzte Zahl ist ununterbrochen im Wachstum, da im Laufe des letzten Jahres die Verlagsleistung der nationalen Verlage sehr zugenommen hat. So zählt heute der Verlag der ausländischen Arbeiter in Leningrad zu den größten deutschsprachigen Verlagen außerhalb des Deutschen Reiches.

Theater, für Oper und Operette erklärte er sich ungenügend, für den Film hatte er nichts übrig, aber die echte Schauspielkunst, die Bühnenkunst, fesselte, beschäftigte und erfüllte ihn ganz und gar. Wir erreichten es mit Hilfe seiner Mutter, daß er das raube Kriegsbandenwort mit der Dicht- und Schauspielkunst vertauschen durfte. Er kam noch während des Krieges zu einem der bedeutendsten Dramaturgen seiner Zeit, Professor Martenkeig, nach Leipzig und pendelte nun einige Jahre zwischen den damals ausgezeichneten Leipziger, Dresdener und Berliner Bühnen hin und her, wobei in Berlin meist ein anregendes Plauderstündchen für uns abfiel.

Eines Tages aber vernahm ich seine Freunde die fesselnde Nachricht, Hans-Adalbert sei nach Braxillen ausgewandert. Weshalb, wußte eigentlich niemand. Man vermutete, sein geistreicher Vater hätte ihn um der Familie willen nach Südamerika „abgeschoben“, doch erfuhr man nie Näheres, auch nicht, als einige Jahre später Maltzahn wieder in Berlin auftauchte.

Als er sehr bald darauf nach Paris übersiedelte, begann sein eigentliches Leben, das noch etwa 14 Jahre dauerte. In Paris lebte er sich ganz in seinem Element. Er liebte Frankreich, seine Landschaft, seine Menschen und seine Literatur über alle Mäßen. Als Friedrich Sieburg ihm sein letztes Buch mit der Widmung: „An gemeinsamen Liebe zu Deutschland“ überlieferte, expandierte sich Maltzahn sofort mit der Uebersetzung seiner „Marne“-Uebersetzung mit der Aufschrift: „An gemeinsamen Verehrung für Frankreich“.

Er belag eine ganze Dosis von Ironie, oft gemischt mit ein wenig Melancholie; manche Theatergrößen dürften von der scharfen Spitze seiner kritischen Bemerkungen nicht gerade erbauet gewesen sein wie etwa Max Reinhardt, dem er es nicht verzeihen konnte, daß er den Parisern, wie er sagte, als Gegenstück zu Eric Charels „Wilhelm Meiß“ die „Fiedermaus“ brachte, anstatt ihnen die Großinkantation seines „Danton“, „Camont“ oder anderer klassischer Werke zu zeigen. Nichts lag ihm mehr am Herzen, als daß die deutsche Kunst in Frankreich würdig vertreten war.

In den eigentlichen Stammes der internationalen und Pariser Bohème am Montparnasse sah man Maltzahn selten. Er zog das Café des „Deux Magots“ an der alten Pariser Kirche St. Germain des Pres, vor allem aber das Café „Univers“ am Place du Theatre Français vor, wo man ihn Tag für Tag von 8 Uhr nachmittags im Kreise seiner Freunde, unter denen ihm der Schauspieler und Schriftsteller Claude Grosjean am nächsten stand, treffen konnte. Hier sah er, gerade gegenüber der Comedie Francaise, die für ihn den

Inbegriff der Schauspielkunst nicht nur Frankreich, sondern der ganzen Welt darstellte.

Er konnte sie alle, vom Direktor bis zum Logenschlichter, die dort ein- und ausgingen; tauschte mit den Dichtern, Schauspielern und Schauspielerinnen Grüße, wußte von jedem die Lebensgeschichte und viele legten sich gern eine Weile an den Tisch des jungen deutschen Barons, der in so charmanter Weise über alle erlitten und heiteren, wichtigen und unwichtigen Theaterangelegenheiten zu berichten wußte.

Als nun aber nach der Machtergreifung Hitlers viele deutsche Schauspieler und Schriftsteller in die strahlende Leuchte von Paris flüchteten fanden zahlreiche in Maltzahn einen unermüdlichen, heis fremdsprachigen Berater. Materieell konnte er nicht helfen, um so mehr aber, was meist wertvoller ist, mit nützlichen Hinweisen und Empfehlungen.

Für seine Person war Maltzahn von rührender Anspruchslosigkeit. Nie kam eine Klage über seine Kappen. Er bemühte sich, heis deiter zu sein oder wenigstens zu erscheinen. Diese Bedürfnislosigkeit, die zeitweise bis zur Unterernährung und oft zu Entfaltungen führte, scheint seine Widerstandskraft zu vermindert zu haben, daß er dem ersten Ansturm einer ernsteren akuten Krankheit erlag. Ein kräftigerer Organismus hätte wohl die Grippe überstanden, die ihn vor etwa einem Monat überfiel. Bei ihm löste sie mit hohem Fieber tuberkulöse Entzündungsherde in der Lunge aus, die sein geschwächtes Herz binnen wenigen Wochen zum Stillstand brachten.

Als ich Maltzahn etwa 8 Tage vor seinem Tode zum letzten Male sah, war ich zunächst über seine Umgebungen betroffen. Er teilte kein nicht gerade geräumiges Krankenzimmer mit fünf oder sechs schwerkranken Personen, von denen einer, ein Selbstmörder, in der Kammer immer röherte. Als ich ihn über fragte, wie er sich hier fühlte, antwortete er mit schwacher Stimme: „Sehr gut“; die Ärzte und Schwestern leiten nett zu ihm, seine Freunde dürfen ihn täglich besuchen, und das Essen wäre ausgezeichnet. „Und wenn erst das Fieber fort ist, werden Sie mich vielleicht nach dem Süden in eine Lungenheilstätte bringen.“ Ich fragte, ob ich seinen Eltern nach Deutschland schreiben solle, was er verneinte.

Viele werden ihn sehr vermissen, den liebenswürdigen und liebenswerten Hans-Adalbert, aber sein Tod war vielleicht gerade so, wie er ihn sich wünschte: nicht in dem großen Konzentrationslager Deutschland, wie er einmal sein Vaterland nannte, nicht als Offizier auf dem Schlachtfeld oder im Schloß seiner Ähnen, sondern amgeben und gefolgt von seinen Freunden, mitten heraus aus seinem frei gewählten Beruf, in seiner Wahlheimat Frankreich, zur Hofengeit.

Pariser Berichte

Die Beisetzung von Maltzahn

Auf dem Friedhof von Billancourt

Auf dem Friedhof von Billancourt, im Königreiche Renault, nicht weit von den Fabriken und unter den hohen Platanen, haben wir den Baron Maltzahn begraben.

Als der tote Sohn des preussischen Generals in dem einfachen Sarge vorbeigefahren wurde, bekränzten sich die Pariser. Es war ein Mittag, und hinter dem Sarge her gingen die französischen und deutschen Freunde des Toten, sein Freund Grosjean, der den Lungenkranken aufgenommen und gepflegt hatte, der Dichter Ivan Goll, Hugo Simon und seine Gattin, Magnus Hirschfeld, der Schauspieler Wolfgang Zilzer, der Berliner Theaterdirektor Barnowsky, Hans W. von Zwehl und viele andere. Der Vater des Toten, der im Weltkrieg zum General gewordene Oberst der Garde war nicht gekommen, er ist krank in Kissingen, niemand von der Familie Maltzahn was da, wir begruben ihn einsam und allein im Herzen von Frankreich, das er geliebt hat.

Rudolf Leonhard sprach am Grabe. Er sagte, daß dieser junge Offizier, preussischer Ulmenleutnant, durch Else Lasker-Schüler in die Kunst eingeführt worden sei. Er ward ein großer Vertreter des Theaters, ein Theater-Besessener, zuerst in Deutschland, dann in Frankreich. Die Dinge der Kunst waren die seines Fühlens, seines eigenen Wesens. „Dieser Mund, der so gerne plauderte, ist stumm, dieses Auge, das so gerne sah, ist gebrochen. Aber in vielen, die ihn kannten, lebt er weiter, sein Andenken macht ihn uns lebendig und unterstreicht uns mit einer seiner Gesten. Er war ein treuer Freund, und wir werden ihn nicht vergessen.“

Dann warfen die Deutschen und Franzosen Rosen in sein Grab.

Umbau im deutschen Verkehrsbüro

Unsere dauernden Ermahnungen haben Erfolg gehabt. Das deutsche Verkehrsbüro in der avenue de l'Opéra hat endlich Farbe bekannnt. Jetzt sieht man Dr. Goebbels Spruch thronen: „Wer die Zukunft hat, hat die Jugend!“. — zwar sollte man's eigentlich umgekehrt sagen, — zwar ist es nicht von Dr. Goebbels, — aber immerhin, wir registrieren's. Ferner sehen wir Hitler mit der Schaufel, das Ehrenmal in München, Hitler mit einer kleinen Alplerin und dergleichen. Nun vermissen wir nur noch zu den schönen Bildern von Nürnberg ein Konterfei des Streicher, im Interesse der Fremdenwerbung, dann sind wir mit dem Ergebnis unserer Anfeuerungen zufrieden.

Das Kabarett der Cacahuètes

Künstlerklub Paris-Wien

Junge begabte Schauspieler haben sich zusammengetan und ein deutschsprachiges Kabarett in der Galerie La Boétie (83, Rue La Boétie, Nähe Champs Elysées) aufgemacht, das bemüht ist, die besten Traditionen der deutschen Kleinkunst zu übernehmen. Das Ensemble tritt jeden Mittwoch, Sonnabend und Sonntag um 9 Uhr abends auf und zeigt ein interessantes und abwechslungsreiches Programm mit Lotte Jaeger, Gerda Redlich, Lilli Palmer, Irene Prador, Max Fischer, Eric Niborg, Henri Hague und Leo Askenasy, der die Leitung des Kabarett's inne hat. Die Pariser Montmartre-sängerin Fraxy bringt ihre Chansons und — zwei Künstler wie Felix Bressart und Kurt Gerron haben sich dem Kollektiv zur Verfügung gestellt, um dessen Bestrebungen mit Sketchen und Einzelnummern zu unterstützen. Robert Thoren konferiert, Tischbestellungen unter der Telefonnummer Elysées 45—97 sind zu empfehlen.

Die arme Midinette

Die Unsterblichen haben die arme „Midinette“ immer noch nicht aufgenommen. Das so pariserische Wort hat bereits die Gnade einer früheren Sitzung gefunden, aber jetzt ist das arme Mädchen doch nicht in das Wörterbuch aufgenommen (Nur gut, daß es in der Literatur sowie auch im Leben, schon drin ist...).

Neu das Licht der Welt erblickt akademisch haben aber „rigoler“, das bekannte Pariser Lachen, ferner „riflard“, der alte Regenschirm aus Großvaters Zeiten, „ricius“, das Grinsen, und „nouveau riche“, der neue Reiche. Hingegen ist samt der Midinette auch „rescapé“, der „Drückeberger“ und „Gerettete“ fortgeschwommen.

Halsschmuck im Wasser

Die neueste Modetorheit im Pariser Sommer sind Halsketten, die von den Schönen am Strand getragen werden sollen, zum Schwimmen, oder, fe, sie wegen ihrer bemalten Zehennägeln nicht hineingehen, in den Sandbänken von Deauville oder Biarritz. Es sind Steine aus geschliffenem Glas mit Kugeln, die zur Hälfte mit Wasser gefüllt sind, und in denen kleine Fische schwimmen. Hoffen wir, daß die Kugeln nicht, gleich dem Glück von Edenhall, platzen, und die Fische die Vedetten nicht beißen.

Vier Löwen zerreißen ihn

London, 8 Juni.

Infolge eigener Fahrlässigkeit ist in dem vor einiger Zeit eröffneten, wegen seiner landwirtschaftlichen Schönheiten berühmte Tierpark von Whipnade bei London ein Besucher von vier Löwen des Freigeheges angefallen und vor den Augen der entsetzten Besucher in Stücke gerissen worden. Dem Betroffenen war von einem plötzlichen Windstoß der Hut vom Kopf gerissen worden. Der Hut rollte in die Löwenparade und in der Hoffnung, ihn doch noch wiederzuerlangen, kletterte der Mann an dem eisernen Abzählgitter der Grotte in die Höhe. Dabei wurde er plötzlich von vier Löwen angegriffen, die ihn mit ihren Pfoten erfakten und kopfüber ins Innere der Grotte zogen, wo sie ihn vierzig Meter weit schleiften, ehe sie sich daran machten, ihn zu zerfleischen. Die Wärter, die von Zuschauern alarmiert worden waren, bemühten sich vergeblich mit großen Stangen und mit Revolverschüssen die Tiere von ihrer Beute zu vertreiben. Das gelang erst, als jede Rettung zu spät war.

16, rue de Rivoli - Métro Pigalle

Deutsche Poliklinik

Paris, 62, Rue de la Rochefoucauld

a) Allgemeine Konsultationen mit 7 Spezialisten. b) Chirurgie c) Orthopädie d) Geburtshilfliche Klinik e) Zahnärztliches Kabinett
Ordination täglich von 9—12 und 2—5; Sonntags und Feiertags von 10—12 und 2—4 Uhr

Dr. Spécialiste

30, rue de Rivoli - Métro: Châtelet
RADIKALE HEILUNG von BLUT-, HAUT- und FRAUENKRANKHEITEN

Heilung von Krampfadern und offenen Beinwunden
Neueste Behandlungsmethoden Elektrizität, Impulsverfahren, Treppstele, v. v. v. Einspritzungen
Blut- und Harn-Untersuchungen, Spermakultur, Salvarsan, Wismut usw.
Sprechstunden täglich von 10—12 und von 4—8 Uhr, Sonntags von 9—12 Uhr
Konsultationen von 15 Fr. ab.
Man spricht deutsch

Chirurg.-Mediz. Klinik Dr. Ettinger

168ter, Avenue de Neuilly, NEUILLY-sur-Seine. Tel.: Maillot 95-50. — Ständige Betten. Dauernder ärztlicher Tag- und Nachtdienst. Konsultation erster Professoren. — Stauungskranke pro Tag ab 40 Fr. Entbindungen, Gewissenhafte Behandlung, jeglicher Komt. Kabinett für X- und ultraviolette Strahlen. Lichtbäder. Teilweise und ganze Entleerungskur. — Hochfrequenz, Diathermie. Persönliche oder schriftliche Auskünfte auf Wunsch

Deutsches Zahnärztliches Institut

12, RUE DE DOUAI - Métro: Maillot, Pigalle. Tel. Trinité 10-17. Sprechstunden: 9-12, 2-5 Uhr

Zahn- u. Mundkrankh., Röntgen, Elektrotherapie, Prothesen, Kronen, Brücken in Gold, Platin u. Porzellan

NEUHEIT: PORZELLAN-KRONEN UND BRÜCKEN

Umsarbeitung schlechtstehender Gebisse mit voller Garantie für guten Sitz. Reparaturen binnen 3 Stunden

SCHONENDSTE BEHANDLUNG FÜR NERVOSE UND HERZKRANKE

MASSIGE PREISE. UNTERSUCHUNG U. BERATUNG KOSTENLOS

BRIEFKASTEN

„Kyklos“, Kolonist, Ihre Mitteilung, daß es auch in Griechenland neuerdings zu antisemitischen Ausschreitungen gekommen ist, haben wir erdasen. Sie berichten u. a., daß auf dem jüdischen Friedhof in Katoria jüdische Grabsteine zerstört wurden. In jüdischen Häusern wurden die Fenster eingeschlagen. Mitglieder der antisemitischen Organisation E. O. E. marschierten durch die Straßen und riefen im Chor: „Griechen, tötet die Juden!“ Josef Glisba, Sohn des Präsidenten der Jüdischen Gemeinde in Katoria, wurde angegriffen und erheblich verletzt. Die Polizei verhielt sich passiv.

G. A., London. Wir haben von den aus Anlaß des 60. Geburtstages des Königs vorgenommenen Auszeichnungen nicht Kenntnis gegeben. Es nimmt nicht wunder, daß sich unter den Dekorierten und Geachteten auch eine Reihe jüdischer Engländer und palästinensischer Persönlichkeiten finden. Die traditionelle Toleranz der Empire gegenüber den Juden ist den Engländern bisher nicht schlecht bekommen.

B. G., San Franzisko. Die 2. Internationale hat in folgenden Ländern Organisationen: Argentinien, Belgien, Britisch-Guayana, Bulgarien, China, Dänemark, Datsch, Deutschland, Estland, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Holland, Italien, Jugoslawien, Island, Lettland, Litauen, Luxemburg, Österreich, Palästina, Polen, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden, Schweiz, Spanien, Tschechoslowakei, Ungarn, Uruguay, Vereinigte Staaten von Amerika.

W. H., Saarbrücken. Sie hatten bei einer Reise in einer süd-deutschen Stadt folgendes Erlebnis: Als Sie an dem Palast eines hohen Staatsfunktionärs vorübergingen, stand dort ein 25-Jähriger Polke, den Sie als einen früheren Schulkameraden erkannten. Es kam zu einem kurzen freundschaftlichen Gespräch. Sie fragten ihren Bekannten, was er denn hier tue, und er gab Ihnen zur Antwort: „Das heißt Du doch: ich beschütze einen Fautler.“

G. H., Basel. Ihnen hat eine Notiz im „Völkischen Beobachter“ mißfallen: „In der Großstadt kann man Regerpuppen in vermehrter Auflage und raffinierter Ausmachung zu leben bekommen. Mühen wir uns das gefallen lassen? Kehret die Kinder die bunte Mannigfaltigkeit der deutschen Stämme in Art und Tracht — aber verschont unsere Kinder in Infanzit mit Regersohn.“ Wir wissen wirklich nicht, was Sie dagegen einzumenden haben. Wahrscheinlich spricht der „Völkische Beobachter“ dem Rajentholz der Regierung aus dem Herzen. Wir können uns vorstellen, daß sich jeder Rasser peinlich berührt fühlt, wenn er Regerpuppen in der Nachbarschaft von Infanztreuen sieht.

„Proletarier“. Auf einer Montagerreise im Reich haben Sie mancherlei Erfahrungen gesammelt. Insbesondere schreiben Sie

uns, daß es Hitler nicht gelungen sei, in der sozialdemokratischen Arbeiterschaft Erfolge zu erzielen. Die gefühlten Arbeiter sprängen alle voll Verehrung von dem regierenden Hengst- und Liqueur-System. Das Horst-Wegel-Viech nenne man in den Betrieben „Burschei-Viech“.

Wienerin. Herzlichen Dank. Wir bringen das Gedicht gern. Freilich haben wir einen Vers, der uns weniger gelungen schien, gestrichelt, wofür wir um Verzeihung bitten.

S. B., Paris. Es ist nicht Neues, daß der Reichsfanzler eine loszulassen ausweichende Uebersetzung hat. Das ist ja der Grund, warum er sich so dagegen wehrt, daß sein Buch „Mein Kampf“ wortgetreu überlegt ins Ausland kommt. Er läßt es für jedes Land besonders säubern und zurechtmachen. So z. B. hat Hitler in der englischen Ausgabe die Ausführungen über die Juden, in der italienischen Ausgabe die Stellen über den Anschlag Oesterreich usw. streichen lassen. Nur die Deutschen genießen das Buch in seinem vollen Reichtum.

H. R., Florenz. Sie nennen uns mit genanntem Ausgaben eine Stadt, in der neulich von einer Gruppe mit 60 SW-Leuten nur 2 zum Dienst gekommen sind. Daraufhin sollten den Leuten die Uniformen abgenommen werden; sie weigerten sich aber mit dem Hinweis, daß sie die Uniformen von ihrem eigenen Gelde bezahlt hätten. Ob man die Uniformen mit Gewalt herausgeholt hat, konnten Sie noch nicht erfahren.

Dr. I. H., Nancy. Zu Ihnen haben bei einem Besuche in Ihrer deutschen Heimat Bauern sehr bitter über die Reichsregierung gesprochen. Ein Bauer hat nationalsozialistische Flugblätter hervorgeholt und Ihnen nachgewiesen, was Hitler versprochen hat, und wie er sein Wort nun bricht. — Hoffentlich haben die Bauern, die die Flugblätter nicht aufgehoben haben, im Gedächtnis behalten, wie sie belogen worden sind.

Schanghai. In China gibt es eine sozialdemokratische Partei, aber es ist wenig über ihre Arbeit zu erfahren. Aus einem Fragebogen, den der europäische Vertreter der Partei nach Einholung von Informationen in China im Oktober einjandte, ergibt sich, daß die Partei am 30. Juni 1933 14.800 Mitglieder zählte, wovon 700 weibliche. Die Partei ist illegal, hält jedoch alle 6 Monate eine Konferenz ab und veröffentlicht eine Wochenchrift „Der Kampf“.

„Europäisches Geistes“ Nr. 7 haben erschienen. Auf dem Inhalt: Willi Schlämm: Das Saargebiet und die Jüdische. Heinrich Mann: Revolutionäre Demokratie. Gregor Bienhoff: Problematisches Sommerland. Maurice Beyer: Die Tage von Toulouse. Heinz Waack: Brief an einen jungen Dichter. Max Boegner: Die Finanzierung des deutschen Krieges?

Für den Gesamteinhalt verantwortlich: Johann Pily in Dudweiler; für Anzeigen: Otto Kubin in Saarbrücken. Rotationsdruck und Verlag: Verlag der Volksstimme GmbH, Saarbrücken & Schillingstraße 5. — Schillingstraße 776 Saarbrücken.

Docteur Spécialiste

DEUTSCHSPRECHEND

Mönchener u. Pariser Fakultät

17, rue Reaumur

Métro Arts-et-Métiers od. République

Frauen-, Blut-, Haut-, Harn- und Geschlechtskrankheiten, Tripper, Syphilis, Männerschwäche. Neueste Heilverfahren, Elektrizität.

Harn-, Samen- und Blarmanieren.

Mäßige Bedingungen. (Auch für Kasernenverwehrt.)

Täglich von 9—1 und 4—8, 30 Uhr. Sonntags und Feiertags von 9 bis 1 u. ab 10. Tel. Arch. 54-27

Doktor Wachtel

und Doktor Axel

Geschlechtskrankheiten, Männer und Frauen

Nase, Hals, Ohren

123, Bd. Sébastopol. — Sprechstunden v.

9—12 u. 2—8 Uhr. Sonntags vormittags

Métro Reaumur, St. Denis. Tel. Centr. 53-10

Schweizerisches und österreichisches

Wurstwarengeschäft

Kuchengeschäft, Konditorien, Weine und Liköre.

Produits Schmid

18, Boulevard de Strasbourg, 1, rue St. Laurent

Paris, bei Gare du 'Est

Telefon 4 Linien vereinigt unter 0722215 05-11

Insecatenannahme

FÜR STRASBOURG

Librairie Populaire

2, RUE SEDILLOT 2

HINTER DER BORSE

Nur Fr. 7,50 pro Band

(statt bisher Fr. 17,40) kosten nachstehende schönen Leinen- und Halblederbände

- Bahr Hermann: Die Hexe Drut
- Frank Josef Maria: Volk im Fieber
- Frank Leonhard: Der Bürger
- Gorki Max: Die Mutter
- Gorki Max: Das Leben des Klim Samgin (Halbleder)
- Harden Max.: Köpfe (Auswahl)
- Kisch E. E.: Der rasende Reporter
- Mann Heinrich: Schlaraffenland
- Mann Heinrich: Der Untertan
- Ossendowski: Lenin
- Schnitzler A.: Der Weg ins Freie
- Sinclair Upton: Sintflut
- Sinclair Upton: Wallstreet
- Um uns die Stadt
- Eine Anthologie neuer Großstadtdichtung

Vorstehende Bände sind nur lieferbar, solange die Vorräte reichen. Wir besorgen auf Bestellung alle Bücher in deutscher Sprache, auch die in Deutschland verbotenen Bücher, soweit dieselben noch zu haben sind.

Buchhandlung der Volksstimme

Saarbrücken 3 :: Bahnhofstr. 32